

Csaba Nikolaus Nemes / Überlingen : Der Mohn in der bildenden Kunst und Literatur (Opium, Mithridatica, Theriak, Laudanum, Morphin und Heroin)

„God's own medicine“ / Sir William Osler /
„I'll die young, but it's like kissing God“ / Lenny Bruce /
“Scribitur ad narrandum non ad probandum / Quintilian /

Einleitung:

„Was Blume ist, was in Blume ist, ahnt man erst später“ schrieb Rudolf Borchardt in seiner *Novelle vom unwürdigen Liebhaber*, und merkt an: „Die Botschaft der Blume ist das Leben, die Botschaft der Blume ist der Tod“ (R. Borchardt: *Leidenschaftlicher Gärtner*). Bei diesem Grenzgang zwischen Medizinhistorie und Kunstgeschichte werden die Spuren der bewußtseinsverändernden, schmerzötönden und Euphorie erzeugenden Droge Schlafmohn in Mythen, Literatur und darstellenden Kunstwerken, Gemälden, Grafiken, Photographien und Reklamen untersucht. In diesen „Annäherungen zu Drogen und Rausch“ (Ernst Jünger 1978 (18)) gilt es allerdings, einige Einschränkungen hinzunehmen. Bei dieser Betrachtung werden lediglich die bekannten Opiatwirkungen auf die Psyche von der Seite des künstlerischen Erlebnisses her reflektiert, gleichsam als Potenzmittel zum schöpferischen Schaffen. Die wohlbekanntesten Effekte und der Nutzen dieser narkotischen Substanz in der Heilkunde werden hingegen nur am Rande erwähnt, insofern sie die Verbreitung von Mohnkulturen und Opiumkult betreffen. Daß das Gehirn chemisch kontrolliert ist, wußte schon Aldous Huxley (17).

Interessanterweise unterscheiden bildende Künstler nicht zwischen den diversen – etwa 40 existierenden – Mohnarten, u. a. dem Papaver somniferum also dem Schlaf-, Kultur- oder Gartenmohn und dem Papaver rhoeas, P. argemone, P. dubium, P. hybridum, P. orientale, P. bracteatum und P. alpinum agg. (32). So werden lediglich die Blumen des schlafbringenden Echter- oder Schlafmohns (P. somniferum) und des alkaloidenfreien Klatsch-, Felden- oder Feuer-Mohns (P. rhoeas) dargestellt (5, 14). (Andere, volkstümliche Bezeichnungen wie Sand-Mohn, Saat-Mohn, Bastard-Mohn, Morgenländischer Mohn, Schwarzer Mohn, in deutscher Volksprache: Backmohn, Schütt- und Schliessmohn, Blutblume, Ölmohn, der weisse alpine Mohn (16, 21) und die wilde Form des im Peloponnes einheimischen *Papaver setigerum* (borstiger Schlagmohn) spielen in der Belletristik und bildenden Kunst keine Rolle.) Festzustellen ist, daß alle Kulturen und Kulte sehr wohl um Züchtung, Opiumgewinnung wie auch alle der Opiumsucht verfallene Literaten um die Euphorie erzeugende und betäubende Wirkung des Schlafmohns Bescheid wußten (4, 7, 17-19, 24, 25, 26, 36). Hingegen werden darstellende Künstler vor allem durch die Form- und Farbenpracht der Mohnblume (Emil Nolde), der „Allerleilustblume“ im „Garten der Lüste“ (Hieronymus Bosch (5, 28)) oder durch ihre Symbole als Metapher für Eros, Hypnos und Thanatos in ihren Bann gezogen (Bertel Thorwaldsen). Anders verhalten sich Photographen, welche die zerstörende Kraft von Opiumsucht und -rauchen oder die pharmazeutischen Reklamen des frühen 20. Jahrhunderts, die den gefahrlosen medizinischen Nutzen der Opiate suggerieren. Schließlich erscheinen Morphin und Heroin in der Pop-Art als Aufputschdroge, Sinnbild und kultisches Symbol im Tanz und Tranceerlebnis, im Lied und Gedicht. Über all diesen betörend schönen und schrecklichen Bilder herrscht eine „betäubende Stille“ (33). Auf diese Funktion des Opiums verweist auch Gottfried Benn: „Wir wollen den Rausch/Wir rufen Dionysos und Ithaka“ (1).

In der zeitgenössischen Kunst kommen vor allem Bilder, Aquarelle von Klatsch-Mohn (Klatschblume, Acker-Mohn), seiner intensiv hellroten Farbe (Feuer-Mohn, „Lava-Mohn“) wegen vor (Korn-Mohn auf Feldern, Emil Jakob Schindler: Mohn am Straßenrand), während im Altertum im Orient auch heute nicht mehr bekannte Mohnköpfe dargestellt wurden (2, 9, 32) ¹.

Die Wechselbeziehungen zwischen Medizin und Literatur erfüllen nach Dietrich von Engelhardt für Künstler und Medizinhistoriker drei Funktionen: fiktionale, szientifische und eine genuine Aufgabe (11).

Mit der *fiktionalen Rolle* können medizinische Texte Kenntnisse zum Verständnis der literarischen Themen beitragen, insofern sie auf Krankheiten, medizinische Institutionen oder die Patient-Arzt-Beziehung ein erhellendes Licht werfen (Dostojewskij: *Schuld und Sühne*, James Joyce: *Ulysses*, Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*). Nicht selten können literarische Interpretationen erst über die Medizingeschichte, über das Studium der historischen

Entwicklung der Krankheiten vollständig erschlossen, besser verstanden werden (A. Manzoni: *I promessi sposi*). So greifen Romane E. T. A. Hoffmanns auf die Schriften Franz Anton Mesmers und die frühen Erfolge der Elektromedizin im späten 18. Jahrhundert zurück. Die *szientifische Funktion* der Literatur (Romane oder Poesie) heben das Schicksal der Kranken, den Verlauf von Krankheiten und die Rolle des Arztes als eine Einheit somatischer, psychischer, sozialer und geistiger Bereiche hervor, ganzheitlich also, in einer Weise, die in der Ausbildung, Forschung und im Heilungsprozeß im medizinischen Alltagsleben nur selten vorkommt. Schließlich trägt die *genuine Funktion* der literarisierten Medizin zum Verständnis für Kranke wie bei Gesunden bei, vor allem mit der Kritik an Gefahren der Heilkunde, an Anonymisierung und Technisierung, als Mahner an den drohenden Verlust der Menschlichkeit. Öfters dürfen wir von der Kunst über die Medizin die Beantwortung der Sinnfrage der Krankheit, das Transzendente unserer Existenz in extremis erwarten (A. Camus: *Die Pest*). So wurde die Medizin schon jeher in allen Gattungen der Literatur reflektiert als Ideen, Metapher und Symbole (11); Kunst in und von der Krankheit in allen historischen Perioden. Diese genuine Seite erhellt auch die Rezeptionsgeschichte des medizinischen Fortschritts in der Gesellschaft, wengleich die Historizität in der Medizin- und Literaturgeschichte nicht parallel verlaufen und gleichzusetzen sind.

Tab.1: Wechselbeziehungen zwischen Medizin und Literatur, nach (11):

fiktionale Rolle: literarische Interpretationen von Krankheiten, Kranken, Institutionen und Ärzten
szientifische Funktion: Spuren früherer oder zeitgenössischer medizinischer Kenntnisse in der Belletristik
genuine Funktion: Kunst als sozialer Vermittler, Mahner und Kritiker des medizinischen Fortschritts sowie als Beitrag zur Ideen- und Rezeptionsgeschichte.

Literarische Zeugnisse der Kultdroge Opium eröffnen uns freilich auch eine andere, komplementäre Sichtweise zum Gebrauch und Mißbrauch; sie umfassen das große Themenfeld der *Kulturpsychologie* bzw. der *Kulturpsychopharmakologie* (H. Lippert 1959 (27)), die, an der Grenze von Ethnologie, Botanik und Pharmakopsychologie angesiedelt, seelische Ursprünge und Antriebe, Wandlungen und Wirkungen von Rauschgiften in einem anderem, sozial-gesellschaftlichen Kontext untersuchen. Eine pharmakopsychologische Untersuchung des schöpferischen Prozesses, etwa in der Entstehung surrealistischer Gedichte, soweit diese Annäherung zulässig, wird sich daher vor allem drei Fragen zuwenden müssen (27):

- a) Hat der schöpferische Mensch eine besondere Beziehung zu psychotropen Stoffen?
- b) Nehmen Rausche Einfluß auf das künstlerische Schaffen?
- c) Zeigt der Vergleich künstlerischer Darstellungen von Rauschen und Berauschten im Laufe vergangener Jahrhunderte einen Wandel der Rauscherlebnisse auf?

Welchen Anteil nahmen sie in der Entstehung von Mythen, Traum und Phantasie? Künstlerseelen lieben es, ihre Ratio einzuschläfern und eine archaische, verschüttete Gefühlswelt, oft eine dionysische wiedererstehen zu lassen, in der das Schöne und Betörende das Zerstörende zunächst verdrängen. „A landscape as lovely as a lost Eden“ (George Russel: *Candle of Vision*).

Wir wollen nun diese drei Aspekte des künstlerischen Schaffens näher betrachten und zuerst Herkunft der Mohnpflanze und Wandel des Rauscherlebnisses historisch untersuchen.

„Kein modernes chemisches Bemühen war bisher imstande“, schrieb Louis Lewin noch 1927, „irgend etwas auf synthetischem Wege zu finden, was dem in rätselhafter Weise von den Völkern aller Erdteile als zweckmäßig für ihre euphorischen Wünsche erkannt gewordenen Material auch nur im entferntesten an Wirkungen gleichkäme. Die potentielle Energie der letzteren hat die Erde erobert und über scheidende Gebirge und trennende Meere hinweg die Verbindung zwischen Völkern hergestellt. Die Genußmittel dieser Art sind das einigende Band zwischen ..Zivilisation und Unzivilisation geworden..“ (25, 26).

Das Opium, die „Tränen“ des geritzten Mohns, uns Medizinern als Heil- und Suchtmittel gebräuchlich und bekannt, ist neben Hanf eine uralte Kulturpflanze, in antiken Zivilisationen „Trost der Verdammten“, „Geifer der Schlange“, „Vater des Schlafs“, „Stein der Unsterblichkeit“, Blume der Demeter; Träne der Aphrodite über den Verlust Adonis!

Bei Goethe: „Ich grüße dich, du einzige Phiole,
 Die ich mit Andacht nun herunterhole!
 In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst,
 Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
 Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
 Erweise deinem Meister deine Gunst!“

/ Goethe: *Faust I: Nacht, 690-695* /²

„Keine einzige Zivilisation vermag das Leben zu ertragen, ohne zumindest für kurze Zeit aus der Realität zu entfliehen“, merkt dazu Will Durant an. Dieselbe Meinung vertritt auch André Malraux:

„Der Wunsch, sich zu vergiften, besteht immer“ (*André Malraux: Man's Fate*). Darum experimentieren gerade Künstler, vor allem die Expressionisten und Surrealisten, mit den bewußtseinsweiternden oder -verändernden Drogen, um neben Rausch und Exstase Grenzen der toxischen Effekte im Selbstversuch auszuloten (Thomas de Quincey, Charles Baudelaire, Samuel Taylor Coleridge, Novalis, Edgar Allan Poe, Georg Crabbe, E. T. A. Hoffmann, Heinrich Heine, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Jean Cocteau, Aldous Huxley, Hans Fallada und Ernst Jünger). Auf der Suche nach einem „verlorenen Paradies“ (Milton) verfiel auch der Apotheker und Lyriker *Georg Trakl* wie auch *Gottfried Benn* der Opiumsucht. Trakl hinterließ einen „sachlichen Bericht vom Glück, ein Morphinst zu sein“ und starb an einer Überdosis dieses Suchtmittels. In den Rauschdrogen erblicken die Künstler den Faden der Ariadne, der ihnen in ihrer „Rausch-Arbeit“, ganz analog der analytischen „Traumarbeit“ hilft, wie einst Theseus, im und aus dem Labyrinth zurecht- und herauszufinden (8).

Verbreitung des Schlafmohns im Spiegel der Mythen der Antike:

Wollen wir den Weg des Opiums in den frühesten Kulthandlungen und Mythen verfolgen, so ist es zunächst unentbehrlich, die Verbreitung des Mohns vom Orient zum Okzident zu untersuchen. Auf der Spurensuche nach dieser uralten Kulturpflanze finden sich um 3400 v. Chr. die ersten Hinweise auf die Mohnkultur auf sumerischen Tontafeln. Der mesopotamische Name *Hul Gil* = *Pflanze des Glücks* weist auf die euphorisierende Wirkung des Opiums hin, dessen Gewinnung durch Ritzen der Mohnkapsel in Ninive schon 3000 v. Chr. bekannt war und durch assyrische Vermittlung um 1300 v. Chr. bereits in Theben nachzuweisen ist (*Opium thebaicum*). Bei den Assyrern hieß der Mohn *Namtilla*, *Pflanze des Lebens*. Auf einem aus dem Palast des Königs Assurbanipal (Assyrien, 8. Jh. v. Chr.) stammenden Relief wird ein Hohepriester bei der Beschwörungszereemonie mit drei Mohnkapseln in der Hand dargestellt. Um 2250 v. Chr. erwähnen babylonische Tonscherben die „braune Droge“ als „Tochter des Feldmohns“ und warnen vor Mißbrauch und Konsum solcher Genussmittel. Aus dem ägyptischen Reich unter Thutmosis IV, Echnaton und Tutanchamun bringen phönizische und minoische Kaufleute die Kultivierung des Mohns (altägyptisch: *spn*, altgriechisch: *mēkōn*, lateinisch: *papaver*) nach Karthago und Kreta. Aus dieser Zeit stammt die Statue einer minoischen Göttin aus Gazi im Museum von Heraklion, deren Kopfschmuck auf schlankem Stengel mehrere Mohnkapseln trägt. Die Augen dieser Mohn Göttin sind geschlossen, sie hat ein seliges und geheimnisvolles Lächeln auf ihren Lippen, alles Abbild der Opiumwirkung. Zu den archäologischen Funden über den Mohnkult in Mykäne (um 1550 v. Chr.) gehören Kleidernadeln in Form von Mohnkapseln und eine Pyxis aus der Spätminoischen Kultur (1390-1370 v. Chr.), auf deren Seitenwand eine Mohnkapsel, bewacht von zwei Vögeln, zu erkennen ist (2). Mohndarstellungen zwischen Schlangen auf einigen Lekyθος-Gefäßen, die der Grabpflege dienten, weisen auf den chthonischen (unterirdischen) Ursprung beider Symbole hin, als Attribute der Unterwelt.

In sanskritischen Schriften wird der Schlafmohn für ein *Gift der Schlangen* gehalten, *Apiphena* genannt, als Hinweis für die Verbindung dieser Todesblume zu den unterirdischen Mächten.

Doch dies kann nicht der einzige Weg der Verbreitung gewesen sein, denn der Schlafmohn, und nicht wie früher vermutet, der *Papaver setigerum*, die wild wachsende Urform des Mohns, wurde schon in der Jungsteinzeit um 4200 v. Chr. in Gegenden des westlichen Mittelmeeres, in den Höhlen nahe Albuñol (7) in der südspanischen Region Andalusiens und in den jungsteinzeitlichen Pfahlbausiedlungen der Schweiz angebaut. Die Verbreitung der ersten Mohnkulturen in den neolithischen Siedlungen Europas ist mittlerweile archäologisch erschlossen (2, 7). Vermutlich hat der Pfahlbauer den milchigen Saft der (versehentlich) geritzten Mohnkapsel gekostet und dabei die betäubende Wirkung entdeckt (25). Von hier war die Verwendung des Mohnsafts als Betäubungsmittel für kultische Handlungen nicht mehr weit.

Die Mohnpflanze, ihr milchiger Saft (altgriechisch: *opos mēkōnos*, *mēkōnion*, lateinisch: *papaveris lacrimae* (24))³ war vielen Göttern des Altertums heilig als Todesblume und zugleich als Symbol der Fruchtbarkeit. Nach einem von Theokrit überlieferten Mythos war sie eine *Blume der Träume*, ein Sinnbild des Morpheus, des Gottes der Träume.

Die ersten Spuren führen zurück zu Homer und zu der Wunderdroge „gegen Kummer“ (*nepenthes*),

dem Zaubertrank der Helena, zubereitet aus der Mohnpflanze (*mükon: Ilias VIII: 306*), den sie, wie dies auch Herodot zu berichten weiß, einst im Lande der Pharaonen von Polydamna, einer ägyptischen Kräuterfrau und Drogenhändlerin kennengelernt haben soll. Dieses schlafmachende und Euphorie erzeugende, in alten Überlieferungen auch sexuell erregende Getränk, nach Louis Lewin (25) und T. E. Keys (18) sicher opiumhaltig, überreichte Helena dem Telemach auf einem Gastmahl des Menelaos, um mit diesem Opiumwein „das Leiden zu erleichtern, den Ärger zu vertreiben“, Kummer und jegliches Übel zu vergessen. Um es mit einem altchinesischen Vers zu sagen: um „Vergessen der Vergangenheit/Verachtung der Gegenwart/Gleichgültigkeit gegen die Zukunft“ zu erreichen. Über denselben „Vergessenheitstrank“ *nepenthes* berichtet Homer, wohl auf eine nicht mehr vorhandene Überlieferung zurückgreifend, in der *Odyssee* (Gesang IV: 219-224, 227-233):

„Aber ein Neues ersann die liebliche Tochter Kronions:
Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtnis.
Kostet einer des Weins, mit dieser Würze gemischt,
Dann benetzt den Tag ihm keine Träne die Wangen,
Wär' ihm auch sein Vater und seine Mutter gestorben...
Siehe, so heilsam war die künstlich bereitete Würze,
Welche Helenen einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
In Ägyptos geschenkt. *Dort bringt die fruchtbare Erde
Mancherlei Säfte hervor, zu guter und schädlicher Mischung,
Dort ist jeder ein Arzt und übertrifft an Erfahrung
Alle Menschen*, denn wahrlich, sie sind vom Geschlechte Paeions“

/ nach der Übersetzung von Johann Heinrich Voss: *Odyssee*, 1781 /

Der Schlafmohn wurde vermutlich seit der homerischen Zeit wegen seines ölhaltigen Samens in Griechenland als Nutzpflanze angebaut, und war mit Honig vermischt als Kraftnahrung in Gebrauch (24). Dieser homerische Bericht ist aber zugleich der erste Hinweis auf den Amnesie erzeugenden Effekt eines Pharmakons. Nichts ist an diesem Bericht poetische Lizenz; Homer schien das Pharmakon wie L. Lewin ¹¹ vermutete, bereits bei den griechischen Kriegern gekannt zu haben, die *Nepenthes* vor dem Schlachtgetümmel zu sich nahmen, um eine „Abstumpfung der Seele“ im Nahkampf zu erzielen - in Troja und anderswo. In Homer's *Ilias* heißt es:

„So wie der Mohn zur Seite das Haupt neigt, welcher im Garten
Steht, von Wuchs belastet, und Regenschauer des Frühlings:
Also neigt' er zur Seite das Haupt, vom Helme beschweret...“

/ Homer: *Ilias*, Gesang VIII: 306-309, nach der Übersetzung von Johann Heinrich Voss, 1781 /

Hypnos, der Schlafgott und Kybele halten Mohnkapseln in der Hand; Thanatos, Demeter-Ceres und die Nachtgöttin Nyx wurden ebenfalls mit Mohnkränzen dargestellt; als für Kinder gespenstische Wesen (*Manen*), denen Mohnkapseln und Zwiebel als besänftigendes Opfer dargebracht wurden. Diese göttliche Pflanze wuchs einer anderen Überlieferung nach im Geheimgarten der Hekate, hinter nicht ersteigbaren Mauern, von Artemis, Göttin der Jagd bewacht. Demeter gab sie ihrer Tochter Persephone als Tröstung mit sich, als sie in den Hades entführt wurde. Daher spielte der Schlafmohn und das Opium bei den Mysterienkulten der Demeter eine wichtige Rolle, ähnlich wie der heilige Pilz des Mutterkorns bei den Eleusischen Mysterien als Einweihungs- und Rauschdroge (38). Hypnos, dem Schlafgott und Thanatos, Zwillingsbruder des Todes, wurde Mohn als Attribut beigelegt. An diese Gottheiten und ihre Symbole erinnert eine Plastik, die *Nacht* von Thorwaldsen in der Königlichen Residenz von München: Als Kopfschmuck trägt der Schlafgott einen Kranz, an den Mohnkapseln angebunden sind (Original in der Königlichen Porzellanmanufaktur in Kopenhagen). Die heilige Kiste von Eleusis (*kiste mystica*) enthielt immer Mohn und Ähren, wobei der Mohn im Mythos aus den Tränen der Aphrodite entstand. Zugleich war jedoch der Schlafmohn auch eine Metapher der Fruchtbarkeit, die die etwa 30.000 Samenkörner in einer Mohnkapsel verkörperten. Daher wurden dieser Giftpflanze stets die Attribute Verderben und Tod, aber auch Heil und Tröstung zugeordnet. Das Opium trank man in den Mysterien, bei den Räucherzeremonien stets als Bestandteil des heiligen Rausches, entweder geraucht oder in Wein gelöst. In all diesen Einweihungsriten setzte man jedoch das Opium oder den Opiumkuchen als Aphrodisiacum, oder als

einen Zaubertrank, und *nicht* als Analgetikum ein.

Goethe war diese Doppeldeutung wohl nicht mehr gegenwärtig, als er schrieb:

„Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohn; Bleibt das Auge wach, wenn mir es Amor nicht schließt“⁴

In der griechischen Mythologie war jedoch der Mohn schlechthin das Sinnbild des Schlafes, sogar die Personifikation des schlafbringenden Gottes in Gestalt eines bärtigen Mannes (*ypnodotes*), der auf einem Weihrelief des Asklepios-Heiligtums in Piräus sich über die schlafende Person beugt und aus einem Trinkhorn Mohnsaft auf die Augenlider des Schlafenden gießt (19). In Lucians romanhaftem, von Mohnplantagen umgebenen Gemälde, erscheinen Hypnos und Somnus, wie auf Thorwaldsen's Plastik *Die Nacht*, mit Mohnkapseln, welche die Stirn umkränzen und übergießen die Menschen mit ihrem Schlummer erregenden Mohnsaft, fesseln ihre Glieder (25). Auf einer Münze in der Stadt Sikyon wird die Schlafgöttin mit Mohn und Fackel von Eleusis dargestellt. *Pausanias* (*Beschreibung von Griechenland*, Buch II: 10, 5) sah noch in dieser Stadt eine Aphrodite verehrt, welche Kanachos mit Mohn (und Apfel) in den Händen abbildete. Overbeck gibt in seiner *Geschichte der griechischen Plastik* an, daß der Mohn nicht nur als Attribut, sondern auch das Abzeichen der Priesterinnen der Demeter gewesen ist. Auf dem Portal des Athener Eleusinion waren ebenfalls zahlreiche, gut erkennbar geritzte Mohnkapseln abgebildet. Auf diesen Kult weist auch die Darstellung der Demeter auf einer Goldtafel von Mykene hin, die Perseus, dem Gründer der „Pilzstadt“, drei Mohnkapseln überreicht. Darum neigt sich auf dem Sarge der schlafenden Ariadne ein bärtiger Schlafgott, der Mohnkapseln und ein mit Opium gefülltes Horn trägt. Auf einer böotischen Platte ist Demeter ebenfalls mit Fackel, zwei Getreideähren und zwei Opiumkapseln erkennbar, wie in einer orphischen Hymne zu lesen ist:

„Die Königin, in Fülle ausgestattet mit den Früchten der Ernte, die Garantin des Friedens, der beschworenen Ordnung und des Wohlstandes, und ebenso die Spenderin von Wohlbefinden und Gesundheit“.

Hier wird der Mohn nicht mehr als Zeichen der verschwenderischen Fruchtbarkeit in seinen Samen dargestellt. Vielmehr wurde er zum Dank für eine Heilung der Göttin geopfert (36). Entsprechendes finden wir auch bei Thucydides (um 431 v. Chr.), der den Mohn – wegen seiner Samenkörner wohl schon seit der homerischen Zeit als Nutzpflanze gebaut-, als Krafnahrung empfiehlt (Thucydides: *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*, 4, 26, 8; zit. (24)).

Ähnliche Darstellungen finden sich aber auch auf einer Münze des Königs Pyrrhus aus Epirus und auf einem Terrakottarelieff der Campanischen Sammlung, auf dem die verzückt in die Unendlichkeit blickende Persephone in beiden schlangenumwundenen Händen jeweils einen Strauß aus Ähren und geritzten Mohnkapseln – alle Gaben chthonischer Mächte – hält. Auf diesem Terrakottabild vom 470 v. Chr. symbolisiert der Hahn als Zeuge den Sonnenaufgang wie das Ährenbündel und der Mohnblumenstrauß das von Persephone verkörperte alljährliche Wiedererwachen der Natur. Bildliche Darstellungen der Mohnpflanze finden sich in sehr hoher Zahl auch auf römischen Münzen und auf Kupfermünzen des Johann Hyrkan (135-106 v. Chr.) aus dem Geschlecht der Makkabäer (25).

Neben Demeter und Persephone wurden jedoch auch die Großen Göttinnen, Astarte und Aphrodite mit Mohn dargestellt. *Theokrit* überliefert uns diesen Mythos der Aphrodite, wie schon erwähnt, aus deren Tränen der Mohn entsprungen war, als sie um ihren jungen Geliebten Adonis trauerte; eine Version des Sorgenbeckers der Helena, die dann in der griechisch-römischen Literatur mehrmals besungen wurde: „Der Mohn, getränkt mit lethäischem Schlummer“ (*Lethaeo perfusa papavera somno*) /Vergil: *Georgicon*, Lib. I, v. 78).

Auch gehörten die Mohnkapseln den Mysterien der Ceres an, denn sie genoß Mohn, „um den Schmerz zu vergessen“ („ad oblivionem doloris“). Aphrodite von Sikion, die in der Mohnstadt *Mekone* (daher: *mekon* – *mekonium*) verehrt wurde, hält eine Mohnkapsel in der Hand. In Kition, einer alten phönizischen Stadt auf Zypern, fand man bei Ausgrabungen im Innersten des Astarte-Heiligtums eine 3000 Jahre, d. h. aus der Bronzezeit, dem Zeitalter des trojanischen Krieges (11. Jh. v. Chr.) stammende, aus Elfenbein geschnitzte Opiumpfeife. Bis heute stellen die Opiumpfeifen, neben der arabischen *nargileh* oder *huka*, der Wasserpfeife, die ältesten bekannten Inhalationsapparate dar, als sog. *drow over* Systeme. Ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. wurden auf den ägeischen Inseln, Kreta und Zypern sog. *bilbil*, Tonkrüge in Mohnkopfgestalt gefunden.

Im Göttergarten der Hesperiden wuchs auch Mohn, der nach Vergil von einem Drachen bewacht

wurde: „eine Priesterin, ward mir gewiesen,
Die dort ehe des Hains der Hesperiden gehütet,
Reichte dem Drachen sein Mahl, die Wächterin heiliger Baumfrucht,
Schlafaushauchenden Mohn und geläuterten Honig vergießend“ / Vergil: Aeneis VI: 483-486 /

Ähnliches lesen wir in *Aeneis* (lib. IV v. 186): „Mit tauigem Honig betäubenden Mohn ihm gegeben“ („Spargens humida melle soporiferumque papaver“). Und dasselbe findet sich auch in Ovid's *Fastor* (lib. IV. 532, 547, 661). An einer anderen Stelle (*Aeneis* lib.VI: 419ff) wird diese Mischung aus Honig und Mohnsaat „Zaubergemeng der Sybillen“ genannt. In *Ovid's Metamorphosen* erscheint der Mohn ebenfalls als Symbol des Schlafes und des prophetischen Traumes, als Iris, die Götterbotin auf ihrer Reise zum Hause des Schlafes „vor der Pforte der Grotte...üppige Mohnblumen und unzählige Kräuter“ erblickt, „aus deren milchigem Saft die Nacht, die deuchte, sich den Schlummer holt und damit .. die finsternen Lande besprengt. Dort ruht der Gott“. Auch dies ist eine der Mohnpflanze ähnliche Abbildung aus Ebenholz. Hier wird der Sorgenbecher der Helena erneut in Erinnerung gerufen. Dieser Schlafgott sollte ein anderes Mal den Römern helfen, Hannibal von Italien fernzuhalten:

„Somnus herbei, den sie oft benutzt, um ihres Gemahles
Augen zu schließen, wenngleich er den Schlaf zu haben nicht wollte.
Ohne Verweilen gehorcht der Berufene. Fertigen Mohnsaft
Hat er im Horne bereit und enteilt durch nächtliches Dunkel
Still zu des Puniers Zelt und taut auf die Augen in Ruhe“

/ Silius Italicus (25/26-101 n. Chr.): *De bello punico*, Lib. X, 353, zit. (25) /

Das Opium, als der gepreßte Saft des Mohns war bereits im *Corpus Hippocraticum* erwähnt, sein Gebrauch jedoch erst in den Schriften des Diokles Karystios (um 350 v. Chr.) ausführlicher überliefert (21). Theophrast von Eresos (ca. 370- ca. 285 v. Chr.) kannte diesen Pflanzenextrakt unter dem Namen *mikonion*; die gefährlichen Nebenwirkungen beschrieben Scribonius Largus (ca. 1. Hälfte 1. Jh. nach Chr.), Dioskurides (Mitte des 1. Jh. nach Chr.), Celsus (1. Jh. n. Chr.) und Plinius der Ältere (23/24-79 n. Chr.). Dioskurides und Plinius geben auch Kunde über die Einfuhr des gefälschten, aus Gummi, dem Saft des *Glaucium* und einer *Lactuca* hergestellten „Opium thebaicum“, aber auch wie dies durch ein Verfahren von dem echten Mohn-Milchsaft (*Lacrima Papaveris*) differenziert werden kann.

Zur Zeit des Dioskurides und Plinius wurde das Opium in Kleinasien gewonnen, später auch in Ägypten, als thebaisches Opium in der oberägyptischen Region Thebais (2, 21, 24).

Mit den Feldzügen Alexanders (um 330 v. Chr.) gelangt der Schlafmohn nach Persien und Indien, wo er bald als heilige Rauschdroge der Shiva verehrt und im 16. Jahrhundert sein Handel von den Moguln zum Staatsmonopol erklärt wurde. Viel später, um 400 n. Chr. gelangte das Opium durch arabische Händler nach China. *Avicenna* kannte das Opium, arabisch *Afyun*, als das stärkste unter allen Betäubungsmitteln (1020 n. Chr.). Auch gab es *Opiophage* unter den türkischen Soldaten, welche dadurch mutiger, kühner zu werden hofften (25).

Im frühen Mittelalter war das Opium als Schmerzmittel und als Antidiarrhoicum in Europa wohl bekannt, aber zunächst wenig gebraucht. Eingeführt wurde es in Form von Latwergen, die man mit dem Namen *Theriaca* oder *Turiaga* bezeichnet hatte, abgeleitet von der altgriechischen Bezeichnung *antidotos thēriakē*, d. h. wilde, giftige Tiere betreffende Gegengabe. Der Schlafmohn wird von *Karl dem Großen* in seiner Rezeptsammlung gegen Kopfschmerzen empfohlen. Auf die Herstellung der opiathaltigen Antidota, der *Mithridatica* – erstmals von Mithridates VI Eupator (132-63 v. Chr.) und dem Leibarzt Andromachos des Kaisers Nero zubereitet, wollen wir nur deshalb eingehen, weil die historischen Hintergründe dieses antitoxischen Immunisierungsverfahrens von mehreren Historikern (Appian, Justin) erwähnt werden: in einem über 600 Hexameter umfassenden Lehrgedicht des Dichters und Arztes Nikander v. Kolophon im 2. Jahrhundert v. Chr., in einem Epigramm des Martials (Epigr. 5, 76:1), in der von Plinius d. Ä. verfaßten *Naturalis Historia* (Plinius: Nat. Hist. XXIX, 8: 24) und in den *Attischen Nächten* von Aulus Gellius (Gellius: XVII, 16). Wie Plinius so führt auch Gellius in der Rezeptur des *Mithridaticum antidotum* 54 Ingredienzen an, von denen Galen, der die erste zuverlässige Rezeptur des Theriak angibt, lediglich 36 zu identifizieren vermochte (Galen, XIV, De antidota 1, 2; De compositione medicamentorum secundum locos libri 9, 4). Daß Pompeius während des Spartacusaufstandes (73-71. v. Chr.) und im Kampf gegen die Seeräuber (67. v. Chr.) dieses

Mithridaticum als chemische Waffe einsetzte, erfahren wir erstmals von Cicero (Cicero: De imperio Cn. Pompei, 3, 7, 8, 20) und später vom griechischen Historiker Plutarch (Plutarch: Vita des Pompeius, 37 (12)). Ab dem 7. Jahrhundert wird der Theriak auch im Talmud erwähnt.

Der berühmteste Opiatabhängige des Altertums, der Kaiser Marc Aurel (121-180 n. Chr.), litt an Schlaflosigkeit, die durch seinen Leibarzt *Galen* (129-199 n. Chr.) mittels vorsichtig dosiertem Theriak behoben werden sollte. Galen müssen die so erzielte Abhängigkeit und Toleranz bereits bekannt geworden sein, da er immer wieder erfolglos versuchte, dem Kaiser Theriak ohne Opiatzusatz zu verabreichen. Zwar hatte Galen dem Kaiser die Herstellung des Theriak ebenfalls beigebracht, ihm fehlte jedoch im Krieg gegen die Markomannen am Donauknie Pannoniens der Mohnsaft, wodurch er hier vermutlich Entzugserscheinungen entwickelte.

Es gilt übrigens als wahrscheinlich, daß der Kaiser Marcus Aurelius ein Giftopfer durch Ärzte, freilich nicht von Galen gereichtem Gift geworden ist. So wird es von *Dio Cassius*, dem Geschichtsschreiber überliefert (Dionis: Historiae Roman., lib. LXXI, Antoninus, cap. XXXIII). Als der Herrscher das Ende seines Lebens ahnte, bat er seine Soldaten, sich nicht merken zu lassen, daß Commodus an seinem Tode schuld sei (26).

Nach Ableben Marc Aurelius' brach der Drogenmarkt im Römischen Reich zusammen, weil Commodus den Theriak grundsätzlich ablehnte (36).

Opium und Theriak in der Medizin und Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit:

.. „ Im Feld den ganzen Sommer war	Ich hab mich in dein rotes Haar verliebt.
Der rote Mohn so rot nicht wie dein Haar.	Du sagst, daß es bald Kinder gibt,
Jetzt wird es abgemäht, das Gras,	Wenn man sich in dein rotes Haar verliebt,
Die bunten Blumen welken auch dahin.	So rot wie Mohn, so weiß wie Schnee“.
Und wenn der rote Mohn so blaß	
Geworden ist, dann hat es keinen Sinn,	
Daß es noch weiße Wolken gibt..	/ François Villon 1431-1464 / ⁵

Es überrascht, daß der trotz der häufigen Anwendung des aus 50 bis 100 verschiedenen Ingredienzen hergestellten Theriak den zeitgenössischen Berichten zufolge nur selten Sucht auslöste. Avicenna bezeichnete in seinem *Kanon der Medizin* (Cap. 526) das Opium als „succus papaveris nigri Aegyptici in sole siccatus“, ein zuverlässiger Hinweis für seine Herkunft und Herstellung. Übrigens gibt es keine überzeugenden Beweise, daß das Opium in der arabisch-islamischen Gesellschaft oder in Persien eine ähnlich starke Verbreitung gefunden hätte wie einst in Rom (36). Lediglich spielte die Opiumsucht neben Haschisch eine gewisse Rolle bei dem religiös-fanatischen Geheimbund der Assassinen, dessen Jünger im Drogenrausch gegen die Kreuzritter eingesetzt wurden (36). Auch die Sufis (die „Wollhemden“) und der Derwischorden der „Armen“ nahmen regelmäßig Rauschmittel und Opium ein, um ihre Inspirationen und Visionen auf die kommende Glückseligkeit zu steigern. Neben diesen Ordensleuten hat sich der Opiumgenuß vor allem durch die Mekka-Pilger verbreitet (36). So ist der Schlafmohn von seinem ursprünglichen Kultivierungsgebiet nach Osten, nach Persien, Afghanistan, Indien und schließlich nach China gewandert.

Durch das aufkommende Christentum und das Entstehen klösterlicher Lebensgemeinschaften sind alle antiken Rausch- und Giftdrogen wie das *Haoma* der Perser, das *Soma* der Inder, der *Hanf* des Orients und der *Schierling* der Griechen, weitgehend in Vergessenheit geraten. Narkotisch wirkende kaltgepreßte Extrakte oder nach dem 13. Jahrhundert alkoholische Destillate (9)⁶ von Nachtschattengewächsen kamen erneut, wohl auf arabischem Einfluß, erst als Schlafmittel, in Form von *spongia somnifera* und nach 1500 als *Hexensalben* in Mode. Eine Ausnahme hiervon stellt der Schlafmohn dar, der schon in den frühmittelalterlichen Arzneibüchern und Rezeptsammlungen erwähnt wird (22). Walafrid Strabo (808/809?-849), der beste Schüler von Hrabanus Maurus, Abt auf der Reichenau im Kloster Mittelzell, besingt im Jahre 827 wohl den feldmäßig angebauten Schlafmohn, *Papaver somniferum* in seinen in Hexameter geschriebenen Gedichten *Hortulus* (37) :

„Hier gefällt es mir wohl, im Kranz meiner leichten Gedichtchen
Nun des Feldmohns Erwähnung zu tun, den die Mutter Latona
Trauernd wegen des Raubs ihrer Tochter genossen, so sagt man,
Daß ersehntes Vergessen die Brust ihr vom Kummer befreie.
Zugleich vermag, wie man sieht, ein schlimmes Geschwür, das unleidlich
Bitter vom Grunde der Brust bis hinauf zur Pforte des Mundes
Aufstößt, mit Hilfe des Mohns sehr häufig Heilung zu finden.

Trächtig von körnigen Samen vermag sich sein Haupt an dem schwachen,
Vorgeneigt hangenden Halse hinauf zur Höhe zu strecken,
Und nach Art der Granate, des Apfels aus punischem Lande,
Unter dem faltigen Mantel der einzigen Schale verbirgt er
Körner in großer Fülle von hochzupreisender Wirkung,
Und vom Geräusch des Kauens empfing er den sprechenden Namen“.

In Originalfassung:

„Et Cereale quidem nugarum in parte papaver
Hac memorare placet, quod raptu mesta puellæ
Mater, ut immensis optata oblivia mentem
Exuerent curis, fertu Latona vorasse.
Hoc simul auxilio carbunculus ater ab imo
Pectore, qui ructus nimium convolvit amarus
Oris adusque fores, reprimi persæpe videtur.
Huius ad alta caput granorum semine fetum
Protento fragileque solet se tollere collo,
Inque modum mali, regio cui Punica nomen
Indidit, unius patulo sub pellis amictu
Grana celebrandæ virtutis plurima claudit,
Deque sono mandentis habet formabile nomen“.

/ aus: Walahfrid Strabo, De cultura hortorum, 827, Übersetzung: W. Näf und M. Gabathuler; in H.-D. Stoffler: Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau. Stuttgart, J. Thorbecke 2002 /Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau 164 S. Thorbecke 2000 Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters

Dieses Gedicht ist uns in zweifachem Sinne interessant. Einerseits, weil es auf die antike Überlieferung des aus opiathaltigem Schlafmohn gewonnenen „Vergessenheitstranks“ (*nepenthes*) hinweist, andererseits, weil wir darin gleichsam auch eine medizinische Indikation in der Mönchsmedizin: Linderung von Thoraxschmerzen, wohl der Angina pectoris oder des Sodbrennens erkennen können.

Schmerzstillende Salben zur „Lokalnarkose“ waren im Mittelalter ebenfalls bekannt. In der Manessischen Liederhandschrift wird dies auch dargestellt. Während der Arzt das gebrochene Bein versorgt, wartet ein Helfer hinter der Gruppe mit einem Apothekengefaß, das womöglich ein schmerzstillendes Mittel enthält (13) ⁷

Solche schmerzstillende, örtlich applizierbare Pflanzenextrakte waren bereits Homer bekannt und von Pausanias in der Beschreibung von Chaironeia erwähnt (Pausanias 9.41.7). Zwar versuchte das Christentum im Mittelalter das Leiden der Seele (*passiones animae, tristitia*) und den körperlichen Schmerz (*dolor*) nicht zu beseitigen, sondern lediglich zu lindern ⁸ oder als Höllenstrafe zu schildern (Dante), doch haben sich dieser Auffassung die meisten medizinischen Autoren nicht angeschlossen. Johannes von St. Paul führt in seinem *Codex Salernitanus* das Opium (mit Bilsenkraut und Mandragora) als „provocantia somnum“ auf, welche durch ihre große Kälte das Gehirn betäuben. Johannes von St. Armand unterschied dabei „medicinae stupefactivæ“, deren Toxizität von der Dosis abhängt, von denen, die an sich, gleich in welcher Form der Anwendung, ihrer Natur gemäß als Todbringende, „mortifera“ galten. Die schwerwiegenden Komplikationen bei der Narkose mit Schlafschwämmen oder Doltränken, auf deren Gebrauch hier nicht eingegangen wird, und der Versuch, sie durch atoxischere Ingredienzen zu ersetzen, führte letztlich um 1490-1500 zur Aufgabe dieser Betäubungsart; sie wurde einerseits durch die sog. „Hexensalben“, andererseits von dem nach der Reformation zunehmend verwendeten Opium als „Monoanaestheticum“ abgelöst. Es ist bekannt, daß die im Mittelalter gebräuchlichen opiumhaltigen Augensalben (Araber, 9. Jh) oder die opiumhaltige Pappelsalbe, Kataplasmen wie auch die Hexen- und Flugsalben der Renaissance als perkutane Arzneien die ersten transdermalen therapeutischen Systeme (TTS) darstellten. Zugleich wurde jedoch das Opium, so wie in den Verliesen der kommunistischen Folterknechte (z. B. gegen Kardinal Mindszenty) schon bei den Hexenprozessen als „Geständnisdroge“ eingesetzt (36).

Im Mittelalter und der frühen Neuzeit wurde auch die mehrfach verbesserte Rezeptur des Mithridat(ic)um oder Mithridat als *Theriak* tradiert, als wirksames Antidot nach einem Viperngift (*antidotus theriakē*), was neben arabischen Theriaktraktaten bereits 788 im *Lorscher Arzneibuch* erwähnt wird, allerdings nur aus vier Komponenten und dabei ohne Schlangenfleisch hergestellt (*theriaca pauperum*). Dieser Theriak enthielt gewöhnlich nur Bitterstoffe und oft gar kein Opium (12) ⁹.

Er wird jedoch erst über das frühsalernitanische *Antidotarium Nicolai* Mitte des 12. Jh. offiziell. Doch war der Theriak niemals ein Pharmakon, sondern immer schon ein Allheilmittel. Das Opium lebte hernach als einzige Medizin vor allem in der Form des Theriak weiter, nachdem es um 1300 von der Heiligen Inquisition verboten und in den historischen Aufzeichnungen nicht mehr erwähnt worden war. Zugleich ging Arnald von Villanova das Dosisproblem der Theriakapplikation an, während Wilhelm von Brescia über sein Modell der *proprietas nova* die Wirkungsweise (mit

heutiger Terminologie: die Pharmakodynamik) dieser Gegengiftmischung im Interesse einer praxisgerechten Anwendung neu bestimmte (12). "Diese humoralpathologische Einbindung des ursprünglich organotherapeutisch konzipierten Wirkungsmodells erfolgte ab 1300 in Montpellier, wo sich unter dem Einfluß des Ursus von Salerno und seiner "commixtio elementorum" eine *quantifizierende Pharmakologie* ausgebildet hatte"; G. Keil: in (12)..

Durch fahrende Theriakhändler, nach 1450 auch durch den Buchdruck, verbreitete sich der Genuß des Theriak rapide, verbunden mit einem deutlichem Preisverfall. (In oberdeutschen Apotheken kostete Mitte des 15. Jh. die Unze, also knapp 30g Theriak nur 16 Pfennige, etwa so viel, wie bei den Zimmerleuten ein Lehrling am Tag verdiente.) Dem Siegeszug dieses Gegengiftes tat auch die völlige Unwirksamkeit des Theriak, im Theriak-Pesttraktat des Prager Mediziners Christian von Prachatitz (1368-1439) als *muoter aller arzenie* gepriesen, beim Schwarzen Tod (1348-51) und an den sich anschließenden großen Pestepidemien als unbrauchbares Prophylacticum keinen Abbruch, zumal portugiesische Kaufleute im Fernost nach 1500 die Opiumproduktion erhöhten und in China das Opiumrauchen einführten. Im ausgehenden Mittelalter verwendete man diese *krône ueber alle arzenie* auch weiterhin bei Pestbeulen und einer von Lanfrank von Mailand (um 1245-1306) überlieferten Legende zufolge bei einem beinahe toten Milzbrandpatienten an, den sein Mailänder Apotheker durch eine Überdosis von Theriak (8 Gramm p. os) wieder ins Leben zurückgeholt haben soll.

(Deshalb behielt der Theriak seine Popularität und wurde als "Theriaca magna", unter behördlicher Aufsicht gestellt (Venedig 1258, Nürnberg 1442), in pharmazeutischer Großproduktion als "domina medicinarum" ein wichtiger Wirtschaftsfaktor der Apotheker⁹. Seine letzte Anfertigung erfolgte in der Kugel-Apotheke an der Sebalduskirche 1754 in Nürnberg als *electuarium theriacale*. Theriak wird noch mit 12 Bestandteilen in der Pharmacopoea Germanica von 1882 angeführt, allerdings in völlig neuer Rezeptur, wohl als opiumfreier Theriak oder nur mit geringem (1%) Opiumgehalt, der auch kein Vipernfleisch mehr unter seinen Ingredienzen hatte (14).

Im Hohen und späten Mittelalter waren freilich auch andere Rauschgifte, durch Beimengen von Alkohol verstärkt, wie im Altertum das Alraunenbier der Ägypter oder das Bilsenkrautbier in deutschen Gebieten in Gebrauch (22). Allerdings durften diese zwei, den alten germanischen Stämmen wohl bekannten Zauberpflanzen (Alraune= Mandragora officinarum, Bilsenkraut= Hyoscyamus niger) ungefähr nach Inkrafttreten des Bayerischen Reinheitsgebotes (1516) als „Biergewürze“ nicht mehr verwendet werden (7). Zahlreiche Giftpflanzen und Rauschdrogen sind uns auch in der spätgotischen Tafelmalerei und auf den Flügelaltären der Antoniter, z. B. auf dem sog. „Gesprächsflügel“ des Isenheimer Altars (Klatschmohn) von Mathis Nithart Gothart (bekannt unter dem Namen *Grünwald*), oder auf einem Lissabonner Tafelbild „Versuchung des Hl. Antonius“ (Mandragora und Datura Stramonium) des Hieronymus Bosch dargestellt (5, 28). Auf dem Tafelbild des Grünwald, an sich einem naturgetreu gezeichneten botanischen Blatt, sind 14 Heilpflanzen, u. a. Klatschmohn (Magsamen), Eisenkraut und Schwalbenwurz abgebildet, welche den Antonitern in ihren Spitälern zur Herstellung des schmerzstillenden Balsams in der Behandlung der Ergotismusopfer dienten (28). Wir dürfen daher vermuten, daß Grünwald im Antoniterspital von Colmar, wo er selber eine Zeitlang lebte, viele von Mutterkornvergiftung befallene Pilger gesehen hat.

Ähnliche Abbildungen sind jedoch auch in den Stundenbüchern aufbewahrt (5, 31). Schon Geoffrey Chaucer (um 1340-1400) macht sich in seinen *Canterbury Tales* (ab 1387), in der *Erzählung des Dienstmannes vom Kanonikus* (*The knight's Tale I/A*) über den Gebrauch von Opium- und Mandragorawein und über die in der Scheidekunst penetrant nach Schwefel riechenden Alchemisten lustig.

In der Alltagspraxis der ärztlichen Kunst vermochten all diese Arzneizubereitungen nicht viel auszurichten. Da half nur noch das Mirakel, die Wunderheilung für das gemeine Volk, das auch weiterhin ohne Anodynica auszukommen hatte. Shakespeare erkannte dieses Dilemma:

„The miserable have no other medicine, but only hope“ / Shakespeare: Measure for Measure /

Die Giftpflanzen, Rauschdrogen wie Mandragora und eine Überdosis von Theriak spielten gewiß bei den in der Renaissance beliebten Giftmorden eine große Rolle. Shakespeare erwähnt in seinen Theaterstücken jedoch weder den Theriak noch die Mithridatica, obwohl einige Hinweise seiner Texte geradezu ahnen lassen, daß sie vor einem Auditorium gespielt wurden, dem „Gift und

Giftdrohung so allgegenwärtig waren wie die Furcht vor der Pest“ (36). Hingegen finden sich in seinen Dramen zahlreiche Hinweise auf den Gebrauch von Stupefactivae der Nachtschattengewächse (*Romeo and Juliet*, act II/3: 7, IV/1:106; *Hamlet* I/5; *Antony and Cleopatra* I/5:4; *King Lear* V/3: 258; *The Tempest* IV/1). Diese Szenen sind gut bekannt und in der medizinhistorischen Literatur mehrfach erwähnt. Exemplarisch für den Schlafmohn sollte hier lediglich ein Zitat aus dem Drama *Othello* (act III/ 3: 332-334) stehen, wo der ewig an schlechtem Schlaf leidende Dichter mit Jago sagen läßt:

„Nicht Mohn und nicht Mandragora Noch alle Schlummersäfte der Natur Verhelfen je dir zu dem süßen Schlaf, Der gestern noch dein eigen war“.	„Not poppy, nor mandragora, Nor all the drowsy syrups of the world, Shall ever medicine thee to that sweet sleep Which thou ow'dst yesterday“
--	--

Shakespeare nahm zwischen 1598 und 1604 ein Haus in dem „Huguenot refugee Mountjoy“ zum Wohnsitz, gegenüber der Londoner Chirurgen Gilde, der Barber-Surgeons Hall. Sein Nachbar und Freund dieser Jahre war der berühmte Botaniker John Gerard, der damals neben Shakespeare's Haus einen europaweit geschätzten großen Heilkräutergarten anlegte. In diesem Kräutergarten muß Shakespeare wie Canon Ellacombe vermutet, öfters Spaziergänge gemacht haben.

Daher entstanden hier wahrscheinlich einige „kräuterkundige“ Szenen seiner Dramen, nachdem er von Gerard in die Geheimnisse der alten englischen Flora eingeweiht und sein Interesse für die narkotischen Pflanze als bühnengerechtes Element geweckt worden war ¹⁰

Ein ähnlicher Topos über den narkotischen Schlaf findet sich auch bei Christopher Marlowe (1564-1593) und Thomas Middleton (1580-1627):

„Ich trank Mohn und Alraunsaft Sie dachten, da ich schlief, ich sei tot“ / Chr. Marlowe: Jew of Malta /	„And when she wakes to honour she'll thank me for it I'll imitate the pities of old surgeons To this lost lumb, who, ere they show their ant Cast one asleep,, then cut the diseased part“ / Th. Middleton: Women, Beware of Women, act IV/1 /
---	--

Guillaume de Saluste (D Barts, 1544-1590), der protestantische Dichter der *Pléiade* hielt in seinem kosmologischen Lehrgedicht *La Sepmaine ou la création du monde* (1581-1584) die mythische Rippenentfernung Adams zur Erschaffung der Eva nur nach Einnahme anodynischer Getränke, ganz nach mittelalterlichem Manier, für vorstellbar (6). Dieser Teil wird hier in englischer Übersetzung zitiert ¹¹:

„Even as a surgeon, minding off to cut
Some useless limb, before in use he put
His violent engines on the vicious member,
Bringeth his patient in a senseless slumber,
And griefless then (guided by use and art)
The save the whole, cuts off the infected part“

Literatur ist Mimesis, Spiegelung des Wirklichen durch Überhöhung. Dennoch können diese Textproben von Dichtern auch ein reales Bild über die schmerzstillenden Methoden des Mittelalters und der Renaissance, ihre Verbreitung, Akzeptanz und ihren Bekanntheitsgrad vermitteln - als wichtige Quellen für die Medizingeschichte und die volksmedizinische Verwendung der Nachtschattengewächse (3, 5, 7, 8, 18, 19, 22, 25, 26, 28, 29, 31, 37).

Das Opium als Anodynicum (also als Schmerzkiller) neben dem Gegengift *Theriak* erlebte seine Renaissance durch die Beobachtung des „Philosophus paradoxus Mysteriarcha“ *Paracelsus*, der entdeckte, daß das „Vitriol sulphur ein Opiatum“ sei (30), ein „Stein der Unsterblichkeit“, daß das Opium thebaicum mit Zitrusensaft eingenommen als Schmerzmittel mit gutem Erfolg angewendet werden kann:

„Ich habe ein archanum,
heiß ich laudanum,
ist über alles, wo es zum
toten reichen wil“

(Nach Paracelsus wird einem Opiumpräparat, der Opiumtinktur, bei Paracelsus auch als „specifico anodino“ bezeichnet, der Name Laudanum beigelegt (22). Das Laudanum Sydenhams (um 1670) enthielt Opium, Wein und andere Bestandteile.)

In China reicht der Genuß des Opiums bis in die Zeit von *Kublai Khan* (1259-1294) zurück, dessen

Armee bei ihren Zügen gegen Westen mit Soldaten in Berührung kamen, die Opium konsumierten. Diese brachten dann das Wissen um Kultivierung des Mohns in ihre Heimat, wo das Opium zunächst als Genußmittel oder Speisegewürz verwendet wurde. Daher ist es historisch falsch, China als Urheimat der Mohnkultur anzusehen.

Ab 1600 nahm, vor allem auf Betreiben der Königin Elisabeth I der Import des Rohopiums aus Persien und Indien zu, später, nach 1637 gefördert durch den Opiumhandel mit China.

In den folgenden Jahrzehnten sollte dieses Rauschgift eine der wichtigsten Einfuhrwaren für England werden. So ist es kein Wunder, daß Thomas Sydenham um 1680 das Opium als Laudanum pries und seine Pillen ungemein populär machte. Um 1670 taucht neben dem Opium und Theriak auch die Rezeptur und der Name *Laudanum* auf, dessen Bestandteile Opium, Safran, Zimt, Nelke und spanischer Wein, im 18. Jahrhundert auch Zitwer, Angelika, Weihrauch, Wacholderbeeren, Lavendel und Rose waren. Dieses Präparat wurde als berauschendes Mittel gegen die Pest eingesetzt. Doch schon Paracelsus kannte das Laudanum. Sein „Anodynicum specificum“ enthielt vor allem Opium, „welches den Schmerz auslöscht wie Wasser das Feuer“, schrieb er. Zeit seines Lebens dürfte Paracelsus eine Unmenge Laudanum verordnet haben, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die dabei beobachtete Gewöhnung und Toleranz ihn zu der Schlußfolgerung leiten ließen: „Dosis sola facit venenum“ („All ding seind gift und nichts ohn gift, alein die dosis macht, das ein ding kein gift ist“), wie es in seinen 7 *Defensiones* steht (3. Defension II, 170, 1537/1538 ; in: Paracelsus' Chirurgische Bücher und Schriften (30)).

Nach 1700 wurde der Handel holländischer Kaufleute mit Opium auf Süd-Ostasien ausgedehnt. Sie brachten den Chinesen das Opiumrauchen bei. Der Kaiser *Yung Cheng* stellte daher 1729 den Gebrauch der Opiumpfeifen, außer bei medizinischer Indikation, unter harte Strafe. Dies alles half jedoch nicht viel. Der Opiumimport wuchs im 18. Jahrhundert durch die British East India Company nochmals kräftig: Opiumagenten entdeckten immer mehr Opiumfelder, zahlten mit Silber und eröffneten in Patna, Ghazipur und Singapur Opiumraffinerien für die Verarbeitung des Rohopiums. Lediglich die Einfuhr aus China kam durch einen erneuten kaiserlichen Erlaß, der die Anpflanzung des Mohns gänzlich untersagte, vollständig zum Erliegen, bis im 19. Jahrhundert England durch brutale Opiumkriege (1840-42 und 1858-60) gegen das Reich der Mitte letztlich die Opiumherstellung und -ausfuhr wieder erzwang (10). Mit Hilfe korrupter Kolonialbeamten, die ersten Drogenbosse der Weltgeschichte, brachen die englischen Truppen den Widerstand der Chinesen. Danach wurde das bengalische Rohopium gegen chinesische Ausfuhrwaren wie Tee und Seide dorthin eingeführt. Die Droge in zehntausenden Opiumkisten, die nach Canton eingeschmuggelt wurden, machte breite Schichten der Chinesen opiumabhängig. 1835 schätzte man deren Zahl auf über 2, 1906 auf 13 Millionen, die sich in ihren Opiumhöhlen eingenistet, dort ihrer Sucht frönten (33). Zur gleichen Zeit organisierten auch die Vereinigten Staaten einen illegalen Handel und Schmuggel des Opiums aus Canton und der Türkei (Charles Cabot, John Cushing and John Jacob Astor, 1805-1816). 1878 beschreibt ein österreichischer Marineoffizier, der bei einer Weltumsegelung der *Novara* einige Opiathöhlen des Ostens besucht hatte, die Rituale dieser Suchtstätte und machte damit diesen Brauch des Opiumrauchens als Gesellschaftsdroge in Europa, vor allem in Paris bekannt (10).

Die Kenntnisse um die Wirkungen des Opiums waren in der frühen Neuzeit schon auch im Laienpublikum weit verbreitet. Johannes Kepler verfaßte 1634 einen utopischen Roman *Somnium*, eine Reise zum Mond, in deutscher Übersetzung des Ludwig Günther: *Traum vom Mond* (Leipzig, 1898). Darin läßt der Autor die Raumfahrer mit Opium einschläfern, damit sie die Erschütterung und Beschleunigung der Raketentriebwerks nach der Explosion an der Abschlußrampe und die lange Reise besser überstehen. Nicht der Gedanke der Hibernation ist an sich so interessant, sondern die Tatsache, daß die Möglichkeit einer langanhaltenden Opiatanästhesie von einem Nichtmediziner so früh vorausgeahnt und sein wissenschaftlicher Nutzen in Erwägung gezogen wurde.

In der Zeit der Spätrenaissance, der Arzneimittelforschung der Iatrophysiker, vor allem des Johann Baptist van Helmont liegt die Wiege aller späteren pharmakologischen und toxikologischen Experimente der Barockmedizin. Zahlreiche neue Arzneipflanzen wurden entdeckt und in die Therapie eingeführt (*Digitalis purpurea*, Chinarinde). Zwei Arbeiten, ein Opiumtraktat des Valerius Cordus (1515-1544) in seinem Nürnberger Dispensatorium (1535) und die *Opiologie* des Georg Wolfgang Wedel (J. Fritschii, Jena 1674) haben der angehenden, hier jedoch nicht auszuführenden toxikologischen Opiatforschung kräftig Vorschub geleistet. Auch der Theriak behielt seine ungebrochene Popularität. Im 18. Jahrhundert erreichte der Theriakkonsum einen Höhepunkt, wengleich nach wie vor dieses Präparat nicht als Anodynicum, sondern als Wundermittel gegen Gicht, Koliken, Diarrhoea und Schwitzen oder als Stimulans angewendet wurde. Robert Burton (1577-1640), Schriftgelehrter, Priester und Arzt, Verfasser der *Anatomy of Melancholy*, nahm und

empfahl mit Laudanum versetzten Wein als Hypnotikum und Antidepressivum:

„by reason of their continual cares, fears, sorrows, dry brains (which) is a symptom that much crucifies men“.

Bis dahin ist allerdings der habituelle, nichtmedizinische Opiumgenuß in den fernöstlichen Opiumhöhlen durch Berichte von Reisenden hinlänglich bekannt geworden. So berichtete im 16. Jahrhundert Prospero Alpini, daß manche Ägypter durch allmähliche Gewöhnung täglich 12 Gramm Opium ohne Nachteil einnahmen! Darum wurde das Opium auch in Europa als eine neue Panacea von Befürwortern der Opiumkuren enthusiastisch empfohlen. Daß der Opiumgenuß eines Tages durch das dieser Droge innewohnende Abhängigkeitspotential zu einer Pandorabüchse der westlichen Medizin und Gesellschaft werden könnte wurde zunächst noch nicht erkannt. So durfte Thomas Sydenham (1624-1689) diese Arznei als eine Gotteshand, „God's own medicine“, als „geheiligten Lebensanker“ zum generellen Gebrauch empfehlen:

„Among the remedies which it has pleased Almighty God to give to man to relieve his sufferings, none is so universal and so efficacious as opium“.

Auch Sylvius (François de la Boë, 1588-1672) und C. Bartholinus d. J. (1585-1630) setzten sich begeistert für die breite Anwendung des Opiums ein:

„Ego sum in haec haeresi, qui si detur Medicina universalis tum sane opium est, nam ex hoc ad omnes humani corporis passiones, tutissimum remedium componi valet“.

Diese Einsicht änderte sich erst in der Ära des populären Theriakgebrauchs, genauer gesagt des Theriakabusus zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als Opium, Laudanum und „alle narcotische Mittel überhaupt der menschlichen Natur zuwider“ geworden sind, „weil sie die Sinne und Bewegungen hemmen und verwirren“, wie wir es im Zedlerschen Universal-Lexikon (1732-1750) nachlesen können. Allerdings hielt der Arzt und Kleriker John Jones (+1709) an der Gefährlichkeit des lähmenden Effekts von Opium schon früher fest (*The Mysteries of Opium Revealed*). Bald werden auch psychopharmakologische Tests mit Opiumpräparationen im 18. Jahrhundert durchgeführt (J. Leigh 1786, J. Ramsay und S. Crumpe 1793). Diese hoben als besondere Wirkungen die Anxiolyse, Euphorie, Verstopfung, Lethargie und behinderte Atmung hervor. Mit ihnen beginnen die Selbstversuche mit Opiumrausch, die dann in den nächsten zwei Jahrhunderten zahlreiche Künstler zur Nachahmung anregen sollten (s.u.).

Die Beliebtheit des Opium bleibt auch am Ende des 17. Jahrhunderts ungebrochen wie dies die Antwort des Prüflings bei der burlesken „Doktorpromotion“ im 1. Akt der Molière's *Le Malade imaginaire* von 1673 zeigt (22):

„Mihi a docto doctore

Domandatur causam et rationem quare

Opium facit dormire.

A quoi respondeo,

Quia est in eo

Virtus dormitiva

Cujus est natura

Sensus assoupire“ * (* assoupir = einschläfern, betäuben)

An dieser Stelle sollte das im Jahr 1731 herausgegebene *Neuw vollkommentlich Kreüterbuch* des Jacob Theodor Tabernaemontanus (1522-1590), der bedeutendste Botaniker neben Leonhart Fuchs und Hieronymus Bock im 16. Jahrhundert erwähnt werden¹². Hier wird in der Neuzeit erstmalig die ganz moderne Forderung aufgestellt, das Opium nur als allerletztes Mittel bei sonst nicht überwindbaren Schmerzen einzusetzen¹²! Dennoch standen die meisten Ärzte der Barock- und Rokokozeit noch genauso reserviert dem Gebrauch der Nachtschattengewächse gegenüber wie in der Renaissance. Wie die Rezepturen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit jedoch zeigen (22), waren es die Chirurgen, die die mandragora- und opiumhaltigen Anodynica in den offiziellen Arzneischatz zurückholten.

Wenige Jahre nach dem kaiserlichen Verbot (1799) in China isolierte Friedrich Sertürner (1783-1841), Apotheker aus Hameln, 1806 im Aufguss durch Alkalien erhaltenen Niederschlag der Mohnsäure (Meconsäure) das „Prinzipium somniferum“, das wichtigste Alkaloid des Opiumsuds, das er ab 1811 nach Morpheus, dem Gott des Schlafes, Morphinum nannte. Sertürner entdeckte in der Cramerschen Apotheke zu Paderborn zwischen 1803 und 1806 auch die Salzfähigkeit des Morphinum, die Methode der reinen Darstellung¹³ und präsentierte 11 Jahre später, 1817 in Jena

seine Forschungsergebnisse auf der Tagung der Deutschen Mineralogischen Gesellschaft unter Vorsitz von Goethe. Wie Sertürner selbst berichtete: diese kristalline Substanz „zeigte sich durch Schmerz in der Magengegend, Ermattung und starke, an Ohnmacht grenzende Betäubung. Liegend geriet ich in einen traumartigen Zustand“ (zit. 33). Sertürners Entdeckung leitete einen Paradigmenwechsel in der Opiatforschung und der organischen Chemie ein, insofern sie den Beginn der Alkaloidchemie signalisierte. Bereits 1827 begann die Darmstädter Firma Merck mit der Massenproduktion des Morphiums. Allerdings hielten sich die süchtigen Literaten zunächst an das Opium, nicht an Morphin. Dies sollte sich erst im letzten Jahrhundert ändern.

Für Chemiker war es allerdings keine neue Erkenntnis, daß sich eine organische (alkalische) Substanz wie das Morphin in der für die anorganische Welt typischen Kristallform darstellen läßt. Kristallfähige Pflanzensäuren (z. B. Zitronen- und Benzoesäure) wurden schon im 18. Jahrhundert mehrmals, u. a. von Carl Wilhelm Scheele (1742-1786) beschrieben (14), auch Sertürner suchte zunächst nach solchen Pflanzensäuren. So machte diese Entdeckung lediglich erneut auf die evolutionären Zusammenhänge und die morphologische Wesensverwandtschaft von unbelebter und belebter Materie aufmerksam, bevor Friedrich Wöhler (1800-1882) die Harnstoffsynthese entdeckte (1828) ¹⁴

Vielleicht weil Sertürners Entdeckung von der Fachwelt, mit Ausnahme von Gay-Lussac, nicht ausreichend anerkannt wurde, oder eher durch die unzähligen Selbstversuche mit Morphin, wurde Sertürner opiatabhängig, Misanthrop und verfiel allmählich der Melancholie. Als dann Jahrzehnte später sein Grab eröffnet wurde, fand man darin große Mengen Opium in einem Behälter. Wie viele andere Wegbereiter der modernen Anästhesie (Horace Wells, W. T. G. Morton, Ch. T. Jackson) ist auch Sertürner Opfer seiner Experimente geworden.

Zur Isolierung der aktiven Substanz des Opiums (und der Kokapflanze) vermerkt Ernst Jünger im Jahre 1978 (18): „Wie die abendländische Heilkunst vom Mohnsaft die eidetische Wirkung zugunsten der hypnotischen abgespalten hat, so entzog sie dem Kokablatt den beglückenden Zustrom, der den Indios als Göttergeschenk erschien. Die betäubende Wirkung, eine Art Vereisung, wurde isoliert. In dieser neutralen Kälte (des Morphins, des Cocains, Anm. d. Verfasser) gibt es keinen Schmerz mehr und keine Lust“. Und an einer anderen Seite: „Viele Narcotica sind zugleich Phantastica. Sertürner hat, indem er 1803 das Morphin isolierte, die schmerzstillende Potenz des Opiums von der eidetischen getrennt. Er hat damit zahllosen Leidenden geholfen, aber zugleich dem Mohnsaft wie ihn Novalis besingt, die Farben geraubt“.

Opium als Stimulans, Schmerzmittel und Lebenshilfe in der Literatur der Romantik:

„Alles schlummerte. Die Luft, warm und duftgeschwängert, war regungslos; ab und zu durchflog sie ein Zittern des Wassers, das vom Fall eines Zweiges berührt wird. Man fühlte ein Sehnen, eine Art Durst in dieser warmen Luft.

Ich beugte mich über den Zaun: von mir streckte ein wilder roter Mohn aus dichtem Gras seinen schlanken Stengel hervor: ein großer runder Tropfen nächtlichen Taus glänzte in dunklem Schimmer auf der geöffneten Krone. Alles umher war wie in sich selbst versunken; alles schien hingestreckt, unbeweglich und erwartungsvoll den Blick nach oben gerichtet zu haben.

Worauf harnte diese blaue, träumende Nacht?“

/ Iwan Turgenjew 1818-1883 /

Der Hang am Irrationalen, Mystischen und Esoterischen des religiösen Mittelalters, der im Jahrhundert der Aufklärung weitgehend ignoriert und verdrängt worden war, kehrte bei den Poeten und Schriftstellern der Romantik zurück. In ihrem Weltschmerz suchten sie die „blaue Blume“ der idyllischen Vergangenheit – und fanden Trost beim Genuß des Opiums. Dem Theriakult des gemeinen Volkes des 18. Jahrhundert folgte nun der Opiumgebrauch elitärer Kreise.

Als Ergebnis der seit 1656 mit großer Konsequenz durchgeführten Opiatstudien als Projekt der Académie française genoß das Opium nämlich nicht nur bei den Ärzten der romantischen Medizin, sondern vielmehr bei den Literaten hohes Ansehen. Mit Ende der Aufklärung und nach Aufkommen des Industriezeitalters büßte der Schriftsteller seine Rolle als geistiger Erzieher ein. Infolgedessen rückte das eigene Ich in den Mittelpunkt. Daher suchten die Literaten der Romantik die Abgründe der eigenen Seele und der Gefühle auszuloten, oder wie Novalis ausdrückte, den „Weg nach Innen zu finden“ ²⁴. Uns Mediziner interessieren neben Ursprüngen und Motiven des schöpferischen Prozesses vor allem die Fragen: „Kann im Drogenrausch Kunst entstehen?“ „Wie nah darf der Künstler an den Raster, wo das Ungesonderte liegt, herangehen?“ (18), wenn er die Grenzen des

Bewußtseins dauerhaft überschreitet? Freilich liefern diese Betrachtungen auch wertvolle Hinweise für das Verständnis der Innenwelt Drogenabhängiger, als Voraussetzung für die Psycho- und Entzugstherapie.

Für C. W. Hufeland erschien das Opium neben Aderlaß und Brechmitteln als „Anführer des ärztlichen Streittheeres“ und er verwendete 1829 erstmals den Ausdruck „Opiumsucht“ in seiner Arbeit über *Die drei Heroen der Heilkunst*¹⁵:

„Ein großes, geheimnisvolles, außerordentliches, ja in seinen Wirkungen noch immer unbegreifliches Mittel, dem die Natur selbst nicht umsonst (in Vollendung seines vegetativen Lebens, den Saamenkapseln) die Krone aufgesetzt hat. .. Mit vollem Rechte nennen wir es einen Heros, denn es vereinigt alle Eigenschaften desselben. Es ist ein Mittel, dessen Kraft in das innerste, in den Quell des Lebens eingreift, dessen Wirkung Leben und Tod in sich schließt, und in dem entscheidenden Moment eben so gut das Leben retten, als ungerecht angewendet, den Tod unwiederbringlich herbeiführen kann, das völlig einzig in seinen Wirkungen dasteht, und durch kein anderes zu ersetzen ist, das endlich schon oft der Heerführer, der König, ja der Despot der ganzen medicinischen Welt war, und eben so gut Wohltaten als Verderben über die Menschheit brachte.“¹⁵

Das erste bekannte Opfer der Opiumsucht war *Thomas Shadwell* (1642-1692) in England, der mit fünfzig Jahren an einer Überdosis dieses Gifts starb. Sein Grabstein gibt dies mit typischen englischem Sarkasmus eines Limerick bekannt:

„Tom writ, his readers still slept o'er his Book,

For Tom took Opium, and they Opiates took“ ; zit. Seefelder (36).

Die Reihe opiumsüchtiger Künstler eröffnet *Samuel Taylor Coleridge* (1772-1834), welcher nach einem anarchistischen Leben in einer Kommune in Pennsylvania wieder in England angekommen, in Nether Stowey mit *William Woodsworth* (1770-1856) die literarische Romantik in England begründete. Sein Opiumkonsum, zuletzt 25 g Opiumtinktur täglich, begann erst nach der Rückkehr aus Deutschland (1798) um 1800, wonach seine bis dahin beispiellose literarische Aktivität zu stocken begann. Noch hielt er berühmte Vorlesungen über Shakespeare, bis 1813 die Sucht zu einem körperlichen wie geistigen Zusammenbruch führte, von dem er sich nur langsam erholte. In seinen letzten Jahren gewann er jedoch seine schöpferische Kraft wieder. Nicht sein im Opiumrausch 1798 geschriebenes und 1816 veröffentlichtes und womöglich als Fragment gestaltetes Poem *Kubla Khan*, eines der berühmtesten imaginativen Gedichte der Romantik, sondern seine *Lyrische Balladen* (1798) und die *Biographia Literaria* (1817) machten ihn unvergessen für die Nachwelt. Coleridge kam bereits als Kind mit Opium in Berührung, als es ihm wegen Schüttelfrost, dann später als Student wegen seines Rheumatismus verabreicht wurde. Ein Teil aus Coleridge's *Kubla Khan*, aus Xanadu, Heimat der paradiesischen Mohnmilch:

„In Xanadu did Kubla Khan	That sunny dome, those caves of ice!
A stately pleasure-dome decree	An all who heard should see them there,
Where Alph, the second river, ran	His flashing eyes, his floating hair!
Down to sunless sea.	Weave a circle round him thrice,
...	An close your eyes with holy dread,
I would build that dome in air	For he on honey-dew hath fed,
	And drunk the milk of Paradise“

Im Gedicht *Der alte Matrose* erwähnt Coleridge den sonderbaren Stillstand der Zeit nach Opiumgenuß, ganz wie der Römer *Plotinus*, der bereits die Schrumpfung des Raumes und Verkürzung der Zeit unter Opiumeinfluß bemerkt hatte. In der Ballade *Christabel* wird das Opium von Coleridge sogar personifiziert: Christabel mit ihrem wilden, gelben Haar soll eine Darstellung des Rauschgifts in der Gestalt einer verführerischen Frau sein (36).

Von den zahlreichen romantischen Dichtern bekannte sich jedoch keiner so offenerherzig zu seiner Opiumsucht wie de Quincey oder Coleridge. Mancher wie Georg Crabbe (1754-1832) verfaßte zwar zahlreiche Opiumgedichte, vermochte es jedoch, seinen über vier Jahrzehnte dauernden Opiumkonsum vor seinen Zeitgenossen gänzlich geheimzuhalten. Auch Edgar Allan Poe (1809-1849) hat nur spärliche Materialien über seinen Opiumgebrauch der Nachwelt hinterlassen. Und John Keats (1795-1821), der größte Genius der englischen Romantik, begann erst zwei Jahre vor seinem frühen Tod, - er starb mit 26 Jahren -, Opium einzunehmen, erwähnte dies jedoch nie (33).

Im Jahre 1821 machte Thomas de Quincey (1785-1859), der seit 1804 regelmäßig Opium zu sich nahm, seine Beobachtungen 1822 in den *Confessions of an English Opium-Eater* bekannt¹⁶:

„It is so long since I first took opium, that if it had been a trifling incident in my life, I might forgotten its date, but cardinal events are not to be forgotten“, schrieb er, bis ein Bekannter auf einer Londoner Straße ihm „Opium, dread agent of unimaginable pleasure and pain“ empfohlen hatte. Quincey war 17 Jahre alt zu Beginn seiner Opiatexperimente. Er nahm Laudanum-Tinktur in täglich steigender Menge, um seine Zahnneuralgien zu unterdrücken. Über acht Jahre erlaubte sich de Quincey alle drei Wochen zusätzlich eine „Opiumausschweifung“, doch 1813 endete dieser kontrollierte Umgang mit dem Opium; durch seine Magenreizung wurde er allmählich zum chronischen und regelmäßigen Opiumesser (33). Nach acht Jahren nahm er täglich 8000 Tropfen, also etwa 20 g Opium zu sich, empfand dadurch keine Beschwerden mehr, so daß ihm „der göttliche Mohnsaft so notwendig wie das Atemholen wurde“. Zunächst strahlte ihm das Opiat „wie ein Edelstein von reinstem Wasser in seiner dunklen Einfassung von Vergangenheit und Zukunft“, doch zerstörte die Droge, dieser tragbare Glücksbringer, Quelle himmlischer Freuden und göttlicher Inspiration am Ende sein Leben doch, als er nach mehrmaligen heldenhaften Entwöhnungsversuchen Gefangener seiner Sucht, seines „dark idol“ geworden ist. In den letzten Jahren seiner Sucht setzte de Quincey das Opium bewußt experimentierend als Mittel zur Erforschung seines Ichs und seiner Traumwelt ein, so daß am Ende Wirklichkeit und Traumwelt untrennbar ineinander flossen (33). Zugleich wurde jedoch das Opium ihm als Schlüssel vergangener Reiche der schöpferischen Phantasie zu erschließen, unentbehrlich, zumal bei Erblicken dieser visuellen Sinnestäuschungen die Zeit still zu stehen schien:

„I was stared at, hooted at, grinned at, chattered at, by monkeys.. I ran into pagodas, and was fixed, for centuries, at the summit, or in secret rooms: I was the idol; I was the priest; I was worshipped; I was sacrificed. I fled from the wrath of Brama through all the forest of Asia: Vishnu hated me; Shiva laid wait for me. I came suddenly upon Isis and Osiris: I had done a deed, they said, which the ibis and the crocodile trembled at. I was buried for thousand years, in stone coffins, with mummies and sphinxes, in narrow chambers at the heart of eternal pyramids...“¹⁶.

Diese Stelle muß auch Ernst Jünger gekannt haben, als er in seinen *Annäherungen. Drogen und Rausch* (18) de Quincey's Traumerei wiedergibt, als Beispiele für Automatismus und Starre, die den Opiumtraum kennzeichnen: „Obwohl sich Unendliches ereignet, geht es nicht voran in der Zeit“... Die Zeit fordert jedoch nicht nur ein Soll, sie gewährt auch ein Haben; und Zeit ist wertvoller als jeder andere Besitz“. Nun de Quincey's Worte in Jüngers Interpretation:

„Die Nacht war ein Mantel, der Wärme und Sicherheit gab, ich zog ihn enger an den Leib. Die Zeit wurde Raum, ganz dicht, wie eine schmale Kammer, die nicht mehr im Innern der Pyramide, sondern tief unter ihr lag. Da war kein Geschehen mehr, nur friedliche Stille, unangreifbare Einsamkeit. Dort oben mochten sie sich im Kampf und Wettlauf messen, mochten sich feiern oder töten - ich hatte so wenig damit zu schaffen wie die Gefallenen. Dort oben waren Not und Hunger, Brände und Exekutionen, war das Gericht. Dort wob die Zeit ihr irres Gewebe mit Stricken und Stachel-draht. Hier unten wurde es fein wie Seide, ohne Farbe und Muster und endlich glitt der Faden unmerklich durch die Hand. Da war kein Knoten, kein Stachel mehr... Das war die Nähe am Raster..

Nichts mehr mit der Sache zu tun haben – das ist mehr als ein angenehmes Gefühl. Es ist auch mehr als ein zeitlicher Dispens; es ist der Dispens von der Zeit, ist die Absolution... Dieses Gefühl ist eines der Geschenke, die der Rausch gewährt... Der Mohn, seit altersher ein Synonym des Schlafes und des Vergessens, hat zudem die Eigenschaft, die Zeit fast endlos auszudehnen – nicht etwa die Uhrzeit mit ihrem allmächtigen Weltzwang, sondern die Zeit, die ganz und gar Wohnung und Eigentum des zugleich An- und Abwesenden ist. Das ist der größte Luxus: seine eigene Zeit zu haben“.

Das Gefühl der Zeitlosigkeit, die Entfernung vom antropomorphen Zeitbewußtsein wird auch von anderen bestätigt, so von Cocteau (18): „Tout ce qu'on fait dans la vie, même l'amour, on le fait dans le train express qui roule vers la mort. Fumer l'opium c'est quitter le train en marche; c'est s'occuper d'autre chose que de la vie, de la mort“. (Cocteau's zeichnete seine Erlebnisse in einem Selbstmord-versuch mit Cocain in *Le Grand Ecart* auf.) Auf einer Strichzeichnung Cocteau's wird ein Opiumraucher dargestellt mit wie Polypenarme aus dem Körper emporsteigenden Opiumpfeifen. Vor seinem Tode hat er viele Entzugskuren durchgemacht, um aus dem verlorenen Paradies zu entfliehen: „Es ist hart zu wissen, daß es den fliegenden Teppich gibt, und auch, daß man nie mehr auf ihm fliegen wird“.

Neben de Quincey dürfen Novalis und Charles Baudelaire (1821-1867), Schöpfer von *Fleurs du mal* (1855-58), *Enchantements et Tortures d'un mangeur d'opium* (1860) und *Les paradis artificiels* (1860) als Opiatsüchtige gelten. Baudelaire's Essayband *Künstliche Paradiese* entstand etwa 30 Jahre nach Erscheinen von de Quincey's Kultbuch in der Übersetzung von Alfred de Musset (1828)

und kaum zehn Jahre nach Drucklegung der *Suspiria de profundis* von de Quincey (1845), letztere als Ergänzung zu Quincey's Hauptwerk in französischer Übersetzung, *Confessions d'un Anglais mangeur d'opium* gedacht. Baudelaire kam mit dem Rauschgift Opium mit 19 Jahren als Student und mit Haschisch als noch unbekannter Künstler schon früher in Berührung (*Le Club des Hachichins*, 1846). Auch diese Aufsätze Baudelaire's sind an sich ein *De profundis* über die Qualen der Opiumsucht, als er die endlosen Opiumträume de Quincey's mit Augen des Künstlers und des scharfen Beobachters in *Les paradis artificiel* meisterhaft kommentiert:

„L'un t'éclaire avec son ardeur,	Par toi je change l'or en fer
L'autre en toi met son deuil,	Et le paradis en enfer;
Nature! Ce qui dit à l'un: Sépulture!	Dans le suaire des nuages
	Je découvre un cadavre cher,

Hermès inconnu qui m'assistes	
Et qui toujours m'intimidas,	Et sur les célestes rivages
Tu me rends l'égal de Midas	Je bâtis de grands sarcophages“

Le plus triste des alchimistes; / Charles Baudelaire: *Alchimie de la Douleur* /

In einem anderen Gedicht mit dem Titel *Le Poison (Gift)* gibt Baudelaire seine Erfahrung mit dem Rauschgift unmittelbar bekannt:

L'opium agrandit ce qui n'a pas de bornes,	„Das Opium macht groß, was grenzenlos begonnen,
Allonge l'illimité,	Dehnt fort und fort in die Unendlichkeit,
Approfondit le temps, creuse la volupté,	Vertieft alle Lust, macht bodenlos die Zeit
Et de plaisirs noirs et mornes	Und füllt mit schwarzen, düstern Wonnen
Remplit l'âme au delà de sa capacité.	Die Seele über alle Faßlichkeit“

Wichtig ist die Botschaft, die Baudelaire uns vermittelt. Er kam zur Einsicht, daß die künstlerische Phantasie grundsätzlich zu jeder Erfahrung imstande sei und daher nicht zwangsläufig Stimulantien brauche²⁴. Was er über die Natur der Haschischsucht schreibt, gilt auch für Opiumgenuß und -abhängigkeit: es liegt „in der Natur des Haschischs, den Willen zu schwächen, und daß es derart mit der einen Hand gewährt, was es mit der anderen entzieht: es steigert die Einbildungskraft und lähmt zugleich das Vermögen, sich diese zunutze zu machen“.

Von einem verrückten Neffen angeschossen, litt auch Jules Verne (1828-1905) wegen seines Diabetes mellitus inoperabler Fußverletzung an unerträglichen Schmerzen, die sich nur durch regelmäßige Morphiumspritzen lindern ließen. Er hat seiner Opiumabhängigkeit ein Gedicht gewidmet (36):

„Komm, Doktor, da es drängt, auf	Stich deine feine Nadel hundertmal hinein
Merkurs Schwingen,	Ich will dir hundert Segenwünsche sagen;
Den Balsam mir zu bringen, der belebt.	Und Äsculapens Gottheit wird Morphine
Der Augenblick ist da, den Einstich anzubringen,	sein“
Der mich von diesem Höllenbett zum Himmel hebt.	

Novalis (Georg Philipp Friedrich Frhr. v. Hardenberg 1772-1801) war ein frühverstorbener Vollendeter, als Jüngling „Vater der Romantik“, welcher mit Hilfe des Opiums einen Zustand zu erreichen hoffte, der ihm den Durchbruch des Irrationalen, des Un- und Unterbewußten und eine Ahnung des Unendlichen erlauben sollte:

„Hinüber wall ich
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.“

In seinen letzten Jahren experimentierte der auch als Wissenschaftler bedeutende Novalis mit dem Opium und besang in seinen *Hymnen an die Nacht* das Bündel Mohn, das „in süßer Trunkenheit.. die schweren Flügel des Gemüts entfalte“. Man kann jedoch nur Novalis' heimliche Beziehung zur Droge der Mohnpflanze ahnen, sprach er doch dies in seinen Hymnen nie ganz offen aus (36).

„Zugemessen war	Nur die Toren verkennen dich
dem Lichte seine Zeit	und wissen von keinem Schläfe
und dem Wachen.	Als dem Schatten,
Aber zeitlos ist die Nacht Herrschaft	den du mitleidig auf uns wirfst
ewig ist die Dauer des Schlafs.	in jener Dämmerung
Heiliger Schlaf!	der wahrhaften Nacht.
Beglücke zu selten nicht	Sie fühlen dich nicht
der Nacht Geweihte	in der goldnen Flut der Trauben,

in diesem irdischen Tagwerk.

in des Mandelbaums Wunderöl
und dem braunen Saft des Mohns“

Novalis' Denken über das Wesen der Krankheit knüpfte an die Theorie von *John Brown* (1735/36-1788) an, der aus eigenem Gichtleiden und den neuropathologischen Vorstellungen *William Cullen's* heraus die Entstehung von Krankheiten durch mangelnden oder erhöhten Spannungszustand, Asthenie und Sthenie zu erklären versuchte (*Elementa medicinae*, Edinburgh 1780). Im System des *Brownismus* galt das Opium als Sedierungsmittel starker Spannungszustände. In Deutschland griffen daher romantische Naturforscher und Dichter wie *Novalis* und *Friedrich Wilhelm Schelling* (1775-1854) Browns idealistische Lehre über die Erregbarkeit (Brownianismus) begierig auf, doch es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf diese von *Werner Leibbrand* (23) 1956 und von *Nelly Tsoupoulos* 2005 (in *W. E. Gerabek et al.* (12) S.213-14) erschöpfend untersuchte Thematik einzugehen.

Novalis' durch mehrere Lungenblutungen erschöpfter Leib, blass und abgemagert, konnte nur vom betäubenden Opium aufrechterhalten werden, bis er „in typischer Krankheitsseeligkeit 1801 unter den einlullenden Tönen, die sein Bruder dem Tafelklavier entlockt, in sein ersehntes Jenseits“ entrücken konnte²⁷.

An diesem Punkt müssen wir innehalten. „Verglichen mit der teilweise sehr schillernden opiumbeeinflussten Literatur der englischen Romantik nimmt sich die Literatur der deutschen Romantiker weitaus farbloser aus. Zwar ist sicher, daß verschiedene Dichter dieser Ära die Wirkung des Opiums an sich erprobten, doch bleibt fraglich, wer von ihnen tatsächlich abhängig wurde. Ein Grund ist darin zu suchen, daß in der protestantischen Tradition Rauschmittel als sündhaft galten und eine eventuell aufgetretene Sucht soweit als möglich verheimlicht wurde. Während in England und Frankreich eine Reihe von Arbeiten zu diesem Thema erschien¹⁶, wurde in Deutschland der Drogengebrauch von den Künstlern selbst verleugnet oder eher heruntergespielt. Bis eben Ernst Jünger seine Drogenberichte *Annäherungen. Drogen und Rausch* in Selbstversuchen 1978 veröffentlichte (18). *R. Dickhogg* (1897-1941) sieht hierin weniger ein Versäumnis als vielmehr eine geradezu typische Einstellung der Germanistik als „deutsche Wissenschaft“, die nur zu gerne alles aus dem Geist ableiten wollte und ein Entstehen von Poesie aus Drogenerfahrung für zu banal hielt“ (33).

Fest steht, daß die drei Drogen, welche die Pfeifen, Becher und Schatullen der Romantiker füllten, Opium, Kokain und Haschisch waren.

Wenn auch die Berichte deutscher „Opiumesser“ zurückhaltender ausfallen, oder wie im Gedicht *Der Mohn* von *Ludwig Uhland* (1787-1847) lediglich als Symbolon und als Warnung aus zweiter Hand gelten:

„Wie dort, gewiegt von Westen, Des Mohnes Blüte glänzt! Die Blume, die am besten Des Traumgotts Schläfe kränzt; Bald purpurhell, als spiele Der Abendröte Schein, Bald weiß und bleich, als fiele Des Mondes Schimmer ein.	Zur Warnung hört ich sagen, Daß, der im Mohne schlief, Hinunter ward getragen In Träume schwer und tief; Dem Wachen selbst geblieben Sein irren Wahnes Spur, Die Nahen und die Lieben Halt' er für Schemen nur.“
---	---

/ Ludwig Uhland: *Der Mohn* /

so sind die Anspielungen bei *Achim von Arnim*, *Anette von Droste-Hülshoff*, *E. T. A. Hoffmann* und *Heinrich Heine* doch zu eindeutig.

Achim von Arnim (1781-1831): „Da steigen Geister auf und geben Zeugnis vom Gott im Wein. Nicht Scherz, Herr Pfarrer, großer heiliger Ernst!.. Im Opium, hab ich mir sagen lassen, findet die Phantasie die Wollust paradiesischer Gärten eingewandelt, in halbbewußten Schlummerträumen uns wieder mitgeteilt, als ob der Geist des versunkenen Paradieslebens da ins Opium gebannt wär!... Woher badet sich unsere Einbildung oft im Wohlergehen, das uns überirdisch scheint? Was heißt Paradies? Woher verstehn wir den Ausdruck? Ist es vielleicht eine Rückerinnerung unserer Opiumszeiten? Hat er in der Mohnblume geherbergt so gut wie in der Rebe, und hat die Natur im Geheimnis dieser Blume die Möglichkeit der Phantasie auf unsere Denkfähigkeit übertragen?.. Ist vielleicht unser Menschengest die auf alles sinnliche Geistesleben der Natur abgezogene Quintessenz? (Aus: *Dies Buch gehört dem König*, zit. *L. Neitzert*)¹⁷

Die hochsensitive Anette von Droste-Hülshoff (1797-1848) brauchte allerdings kein Opium, um ihre künstlerische Phantasie wirken zu lassen, ihre an Petrefakten erinnernden Urbilder zu entwerfen:

„Ha, auf der Schieferplatt hier Medusen -
Noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,
Als sie geschleudert von des Meeres Busen,
Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
Ich Petrefakt, ein Mammutknochen drin!
- - -
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
zu einer Mumie ward ich versandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
Und auch der Skarabeus fehlte nicht“
/ A. von Droste-Hülshoff: Mergelgrube /

(Mit ihrem Hausarzt, dem Physikus Dr. Scheppe hatte Droste öfters Versteinerungen in den Meersburger Weinbergen und der Umgebung gesammelt.)

Doch finden sich im dichterischen Werk dieser an Schwindsucht leidenden und von Visionen heimgesuchten Dichterin auch diskrete Hinweise auf den Opiumgebrauch, so in *Des Arztes Vermächtnis* und in der *Durchwachte Nacht*:

„Sein müdes Schnauben, bis vom Mond getränkt
Es schlaff die regungslose Flanke senkt...“

.....

O wunderliches Schlummerwachen, bist
Der zarten Nerve Fluch oder Segen?

/ A. von Droste-Hülshoff: Durchwachte Nacht /

Alkohol- und Opiumrausch spiegeln sich auch im Werk E. T. A. Hoffmanns (1776-1822), in *Die Elixiere des Teufels* (1815/16) wider, wobei seine geniale Imaginationskraft mit Wahnvorstellungen einhergeht, vergleichbar mit dem Schicksal von Edgar Allan Poe (1809-1849). Beide starben an Exzessen beider Rauschdrogen. Heinrich Heine (1797-1856), seit 1846 gelähmt in der Matratzengruft leidend, über drei Jahre den baldigen Tod als Erlösung herbeigesehnt, nahm hohe Dosen Opium in dreifacher Form, später auch Morphinum zu sich:

„O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrtume habe...“

.....

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn“

/ Heine: *Miserere*. Aus der Nachlese, 1. Buch /

...“Dann mocht' es wohl geschehen, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel' – Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. -
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser - freilich
Das beste wäre, nie geboren sein“

/ Heine: *Morphine*. Aus: Lyrische und Spruchwitz-
Dichtung 1853-56, Nr. 127 /

Seine düsteren Gestalten in seinen *Lamentationen* „zum Lazarus“ aus dem Gedichtszyklus *Romanzero*, geschaffen „auf dem Bett des Todes, /Abgewelkt vor Schmerz die Glieder, /Wie die Echo ohne Körper“, erinnern sehr an den Nachtmahr der de Quincey's Bekenntnisse. In diesen schlaflosen Nächten unter Opiateinfluß glückten Heine, „dem Teufel von Gottes Gnaden“ seine schönsten Lieder und Gedichte in *Romanzero*, die zu den reinsten, ergreifendsten und sublimsten gehören, die er je geschaffen hat. „Bei keinem Dichter hat sich das tiefe Wort des Meisters Eckehart so bewahrheitet wie bei Heine: „Das schnellste Tier, das Euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden“; zit. Wilhelm Herzog (15).

Morphin, Heroin und andere harte Drogen im Künstlerleben des 20. Jahrhunderts:

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst der Erde taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen...
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!“

/ August Graf von Platen-Hallermünde: Tristan /

Die Weltkriege, politische und soziale Umwälzungen des 20. Jahrhunderts und die Ergebnisse der Erforschung von Alkaloiden brachten eine bedrückende Steigerung des Rauschmittelkonsums der Literaten mit sich.

Als Heinrich Draeser und Felix Hoffmann 1897 das Heroin (und Aspirin) im Wuppertaler Laboratorium der Bayer-Werke darstellten, hofften sie in diesem, im übrigen vom englischen Chemiker C. R. Wright schon 1874 entdeckten Diacetyl-Morphin einen potenten Ersatz für Morphin mit atemstimulierendem und antitussivem Effekt zu finden. In Selbstversuchen erlebten Mitarbeiter der Bayer-Werke nach Einnahme des neuen Pharmakons heroische Dinge. Daher

kommt der Name Heroin. Das ungeheuerere Abhängigkeitspotential wurde zunächst noch nicht erkannt. Dies entdeckten Pharmakologen in Frankreich und den USA um 1905. Zu spät erkannte Haeser, daß er ein Monster zum Leben erweckt hat. Die Bayer-Werke stellten jedoch die Heroinproduktion erst 1913 ein, zumal in dieser Zeit schon ein anderer spektakulärer Ersatz für Opiate, das Aspirin als Schmerzmittel ebenfalls zur Verfügung stand, an dessen chronischer Einnahme sein Erfinder Draeser, - eine Ironie der Pharmaziegeschichte -, 1924 verstorben ist.

Während die Dichter und Schriftsteller zuvor das Opium in „sanfterer Form“, als Laudanum zu sich nahmen, verfielen die Künstler nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend den harten Drogen Morphin, Heroin und Cocain (33). So nahm noch Jean Cocteau (1889-1963) Opium und hatte seine Erfahrungen in einem erschütternden Bericht *Opium, Tagebuch einer Entziehung* 1930 bekanntgegeben. Cocteau rauchte Opiumpfeife, ein Brauch, der von Indochina-Reisenden nach Paris gebracht, dort Mode wurde. Wie die Opiumhöhlen auch.

Hingegen waren Dichter der expressionistischen Lyrik wie der Apotheker und frühverstorbene Poet Georg Trakl (1887-1914) und der Pathologe, Dermatologe und Dichter Gottfried Benn (1893-1947) Morphinabhängige; Trakl sogar auch an Heroin und Cocain süchtig, multitoxikoman.

Der böse Schlaf durch den Mohn im Garten der Hekate wurde zuvor von Rainer Maria Rilke besungen:

„Abseits im Garten blüht der böse Schlaf, in welchem die, die heimlich eingedrungen, die Liebe fanden junger Spiegelungen, die willig waren, offen und konkav, und Träume, die mit aufgeregten Masken auftraten, riesiger durch die Kothurne - :	das alles stockt in diesen oben flaschen weiblichen Stengeln, die die Samenerne (nachdem sie lang, die Knospe abwärts tragend zu welken meinten) festverschlossen heben: gefranste Kelche auseinanderschlagend, die fieberhaft das Mohngefäß umgeben.“
---	--

/ Rainer Maria Rilke: Schlaf-Mohn /

Im Bestreben, tradierte Versformen zu zerstören, hat der Expressionismus, dann der Surrealismus in der „Literaturrevolution“ gegen Realismus und Naturalismus des vergangenen Jahrhunderts auf die Ein- und Zuhilfenahme von Drogen zurückgegriffen. Zu seiner Arbeitsmethode gehörten Experimente mit bewußtseinsweiternden Drogen (38) wie Haschisch (Ernst Jünger in seinem Roman *Heliopolis*), das Peyotl (D. H. Lawrence: *Die Frau, die davontritt*), die halluzinogenen Pilze Mexikos (Ernst Jünger, Albert Hofmann (18) und das Cocain (Max Brod: *Annerl*). In der Bewegung des Surrealismus, dieser provokativsten Kunstform des vorigen Jahrhunderts, herrschte wie vor mehr als hundert Jahren der Romantik, der Hang zum Irrationalen. Seine Anhänger stützen sich dabei ganz wesentlich auf die psychoanalytische Traumdeutung der Freudianer. Unter Drogeneinfluß gelang es ihnen offenbar, vergessene Kindheitsträume und archaische Bilder hervorzurufen, und sie, auch in der Prosa, als *écriture automatique* oder *action gratuite* darzustellen. Was zurückblieb, war die verzehrende Sehnsucht nach dem göttlichen Stoff des Morpheus in Pflanzengestalt:

„Erschütterer - : Anemone
die Erde is kalt, ist Nichts,
da murmelt deine Krone

ein Wort des Glaubens, des Lichts“ / Gottfried Benn: Statische Gedichte /

Martin Abraham hat 2004 seine Untersuchungen in einer Magisterarbeit: „Das Phänomen des problematischen Bewußtseins in den Rönne-Novellen von Gottfried Benn vorgelegt (1).

Benn kam zur Ansicht, daß Genie eine Krankheit sei (Benn: *Provoziertes Leben*, 1959): „Genie ist Entartung, davon muß man sich, glaube ich, für überzeugt erklären... Wie sieht die Analyse von Genie und Irrsinn aus, wenn man sie aus der biologischen Idee in die soziologische übernimmt?...Genie wird nicht geboren, sondern entsteht“. In den Phänomenen Abnormes, Entartetes, an Psychose Grenzendes erblickt Benn das Geheimnis der Geniewerdung, die sich im Kollektiv vollzieht, als die Gesellschaft seinen dämonischen Reiz, seine rätselhaften Züge und Leistungen dieser „vulkanischen Gehirne“ erkennt.

Ähnlich wie Benn legte auch Hans Fallada (1886-1956), Kronzeuge des Morphinismus in der europäischen Literatur (36), seine Erfahrungen im Buch *Der sachliche Bericht vom Glück, ein Morphinist zu sein* nieder. Hineingeworfen in die aussichtslose Auseinandersetzung mit der Droge, wurde der durchaus erfolgreiche Schriftsteller letztlich Opfer seiner „Beschaffungskriminalität“, und starb wie Benn 1947, durch eine Überdosis Morphium. Auch Klaus Mann, der wie Georg Trakl, auch von Kokain sich inspirieren ließ, schildert seine Morphinsucht eindrucksvoll in der

Emigration der Mann-Familie.

In diesen Werken tritt die Grundhaltung drogenabhängiger Künstler deutlich hervor: Erhöhen der schöpferischen Potenz durch künstliche Euphorie, Sinneseindrücke und -täuschungen, sowie durch akribisches Festhalten freier Assoziationen. Wenn der Genius eine pathologische Veranlagung ist, wenn seine ungewöhnlichen Einfälle z. T., wie z. B. bei Rilke auf Halluzinationen (*Duineser Elegien*), oder, wie bei Franz Liszt, auf Synästhesien ruhen, so dürfte diese anormale, außerordentliche Leistung durch den Ersatz Droge ebenfalls zu erzielen sein. Richard Strauss soll seine Oper *Arabella* unter Kokaineinfluß komponiert haben. Rausch als Katharsis, Vorstufe zur Reinigung (18). Ein Traum, der die Phantasie beflügelt, wengleich er auch Furcht einflößt. *Gérard de Nerval*: „Der Traum ist ein zweites Leben. Jene Pforte aus Elfenbein..., die uns von den unsichtbaren Welt trennen, habe ich nicht ohne Schaudern durchquert“. Solche Visionen bildeten den literarischen Stoff für manche Künstler, so in Thomas Traherne's (1637-1674) mystischen Gedichten (*Centuries of Meditations*), die erst im 1908 entdeckt wurden, für George Russell in Irland (*Candle of Vision*), oder für Aldous Huxley's (1894-1963) *The Doors of Perception and Heaven and Hell* (1954). Allerdings sind solche schöpferischen Phantasien unter Einnahme von Psychodelika (LSD, Meskalin (38)) eher zu erwarten, wie dies die Drogenexperimente der Beat-Generation und der Leitgestalten des Pop-Kults, William S. Burroughs, Allen Ginsberg, Jack Kerouac und der französische Maler und Dichter Henri Michaux beweisen. Die Vertreter der Beat-Bewegung nahmen eine oppositionelle Haltung gegenüber der amerikanischen Konsumgesellschaft und dem Vietnamkrieg ein, und reisten, wie manche Surrealisten zuvor, zu den Medizinmännern nach Süd- und Mittelamerika, mit dem Ziel, bewußtseinsweiternde Drogen und Praktiken kennenzulernen¹⁸. Sie näherten sich aber zugleich den christlichen Mystikern des Mittelalters, und noch mehr dem Zen-Buddhismus an. Sie alle suchten jedoch nicht mehr das Unbewußte des eigenen Ichs im Rauschzustand auszuschütten – dies taten die Surrealisten-, sondern ihr Bewußtsein für sonst verborgene Zeichen der Außenwelt zu erhellen¹⁸. Sie waren nicht mehr Anhänger der Psychoanalytiker.

Das ist wohl der Grund, weshalb ein anderer, aber nicht abhängig gewordener Schriftsteller, Ernst Jünger diese imaginären Reisenden in eine künstliche Welt *Psychonauten* genannt hat (18). (Die durch Psychodelika herbeigerufene Welt nannte ein Kolumnist „artificial paradise encapsulated“ (Lancet 1994; 343: p 865).

Ob der Opiumkonsum bekannter Künstler ein Ansteigen der Suchtfälle in anderen gesellschaftlichen Gruppen begünstigt, muß offen bleiben (29). Zumindest läßt sich dies jedoch an manchen Werken von Walter Benjamin (8) oder Ernst Jünger (18) nicht mit Sicherheit ausschließen.

Von den Surrealisten experimentierte Antonin Artaud am intensivsten mit Drogen. Er was lebenslang heroinabhängig, reiste nach Mexiko, um das Meskalin des heiligen Pilzes *Peyotl* bei den Tarahumara-Indianern kennenzulernen¹⁸. In seinen *Briefe aus Rodez. Postsurrealistische Schriften* (1988) stellt Artaud fest:

„Nicht umsonst haben die Engländer...die Opiumfelder in China in Brand gesteckt und ...Peyotl verboten. Um nämlich die Menschen daran zu hindern, jemals zu einem alten *prägenitalen Begriff des Seins* (hervorgehoben vom Verf.) zurückzukehren, den alle Sekten und Religionen vergraben haben. Weil das Leben nicht diese destillierte Langweile ist, in der man unsere Seele seit sieben Ewigkeiten kasteit, es ist nicht dieser höllische Schraubstock, in dem die Bewußtseine verschimmeln, und das Musik, Poesie, Theater und Liebe braucht, um von Zeit zu Zeit... explodieren zu können“ (zit. J. Wagner 1996/97¹⁸).

Ernst Jünger (1895-1998) selber experimentierte nach 1929 mit dem Opium, wurde jedoch nicht abhängig; vielmehr registrierte er genau die Phasen des Opiumrausches und hielt sie fest in den *Annäherungen. Drogen und Rausch* (1978):

„Damals befreundete ich mich mit dem Opium. Die Bekanntschaft mag einige Monate gewährt haben, jedenfalls führte sie über einen trüben Winter hinweg. Die Wirkung war in geistiger Hinsicht wohltätig, in physischer dagegen abträglich. Vor allem verlor sich der Appetit. Das ist die Wirkung fast aller Drogen, und Mephistos >>ernähre dich mit ungemischter Speise<< ein realer, vom Geisterreich abschließender Rat... Ich nahm Opiumtropfen, eine braune, bittere Tinktur. Kurz nach dem Einschlafen kam das Gefühl des Umsteigens. Entweder wurde das Fahrzeug gewechselt, oder ein neuer Gang schaltete sich ein. Das war kein Schlaf mehr; es war etwas anderes. Die Zeit lief schneller und zugleich langsamer. Das klingt wie ein Widerspruch: er hat jedoch selbst im technischen Bereich Entsprechungen. Der Pilot in seiner mit Uhren gespickten Kanzel hat die Gewißheit, sehr schnell zu fliegen, doch wenn er den Blick zur Erde richtet, kommt es ihm vor, als ob er schliche, selbst wenn er schneller dahineilt als der Schall. Das gehört zu den Erfahrungen unserer Zeit“ (Ernst Jünger (18): Opium: 169).

Den Beginn der Schrecken Herrschaft des Nationalsozialismus in der deutschen Lyrik signalisiert das Gedicht *Der Mohn* des Friedrich Georg Jünger (1898-1977) aus dem Jahre 1934, welches als wagemutiges Zeugnis, ja als Frontalangriff des geistigen Widerstandes Thomas Mann sehr geschätzt hatte¹⁹. Wie sein älterer Bruder, Ernst Jünger, ein entschiedener Gegner der Weimarer Republik, lehnte auch Friedrich Georg Jünger den Nationalsozialismus aus aristokratischem Elitebewußtsein ab: „Schmerzen hallt in den Ohren der Lärm mir, mich widert der Taumel/ Wider das laute Geschrei, das sich Begeisterung nennt“. Hier dient die Mohnblume und ihr betörender Saft nicht mehr als Symbol und Schmerzmittel; sie brandmarken direkt die NS-Propaganda als betäubendes „Opium für die Masse“, mit all ihrem Pomp und Popanz, mit ihrer Abscheulichkeit, Anziehungsgewalt und Widerwärtigkeit:

„Mohnsaft, du stillst uns den Schmerz. Wer lehrt uns das Niedre vergessen?

....

Oft schon herrschten Tribunen, es floh in die lieblose Fremde
Finster Coriolan, fort ging der edlere Mann.
Prahnd blieb der Schwätzer zurück, umjauchzt von der Menge.

....

Widrig ist mir der Redner Geschlecht. Kalekutische Hähne
Höre ich kollern am Markt, höre ich scharren am Platz.
Gaukler treiben mit Worten ihr Wesen, Lügner sie deuteln,
Retter, die retten den Trug, Ärzte, sie scheuen den Tod.
Wollt ihr betrügen das Volk, so schmeichelt ihm schamlos und lobt es,
Dient ihm mit Worten zuerst, eh ihr es redend beherrscht.
Hört, es schmeicheln Tribunen dem Volk, es jubeln Betrogne
Laut den Betrügern zu, die sie mit Netzen umgarnt.
Volk, wo sind deine Toten? Sie schweigen. Es hört, wer in Schlachten
Redlich sank in den Tod, tönenden Worten nicht zu.
>>Soviel Opfer des edlen Blutes umsonst? Vergebens
Fiel der bessere Mann? Wäre ich gefallen doch auch.>>
So vernahm ich des Redlichen Seufzer, doch achtete niemand
Auf denkenden Mann, lauter noch lärmten sie fort.
Feste seh ich und Feiern, ich höre Märsche, Gesänge,
Bunt ist von Fahnen die Stadt, immengleich summet der Schwarm.
..... mich widert der Taumel,
Widert das laute Geschrei, das sich Begeisterung nennt.“...

Dieses Gedicht *Der Mohn* wurde weithin und recht bald nach Drucklegung als eine Anklageschrift gegen die neuen Machthaber empfunden, fand weltweite Beachtung, u. a. bei Thomas Mann, weshalb die Gestapo eine Akte über den in Überlingen lebenden Dichter anlegte¹⁹.

Zuletzt kehrt der Mohn als Todesblume, als Verkünder und Symbol des massenhaften Mordens nach dem Zweiten Weltkrieg wieder. In der „Trümmerzeit“ in dem von den Siegermächten okkupierten Deutschland begannen viele junge Schriftsteller, die eigene nihilistische Kriegserfahrung und die überstandene Apokalypse, das Ausmaß der Verwüstung begreif- und beschreibbar zu machen, deren Sinnlosigkeit darzustellen. Hier waren religiöse Vorbilder vom Ausland und die Denkweise des Existentialismus hilfreich. Zu dieser literarischen Nachkriegsproduktion gehören Wolfgang Borcherts Drama *Draußen vor der Tür* (1947), einige Erzählungen von Heinrich Böll (*Der Zug war pünktlich* 1949), Arno Schmidt's *Leviathan* (1949) und vor allem Paul Celan (1920-1970), der Dichter der *Todesfuge* und sein Gedicht *Mohn und Gedächtnis* (1952).

Nach Ende des Weltkrieges meldet sich der Kriegsschauplatz, die „brennenden“ flandrischen Felder mit unendlich vielen Grabsteinen und -kreuzen in der Todesfuge „Flanders Fields“ des Arztes John McCrae zurück, einem Gedicht über blutige Mohnfelder, die auf den Gebeinen der Gefallenen ihre Früchte treiben. Ein ferner Widerhall des romantischen Poems Detlev Liliencrons *Ein Sommer lang*:

„Finster kommt sie langsam näher, Noch ein Blick in Weg und Weite
Färbt sich rot wie Mohn, Ruhig liegt die Welt,
Doch ich bin ein feiner Späher, Und es hat an ihre Seite
Kenn die Schelmin schon Mich der Sturm gestellt“.

Dieses impressionistische Bild aus Holstein nimmt jetzt im Paul Celan's Gedichtsband *Mohn und*

Gedächtnis düstere Farben an, für dessen Publikation sich Ernst Jünger bereits 1951 in Paris einsetzte. Mohn als Betäubung gegen Schrecken und Gedächtnis, als Hilferuf gegen das Vergessen. Ein Jahr später erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt diese Summe dichterischen Schaffens aus Celan's Pariser Zeit in vier Zyklen aus 56 Gedichten, darunter das bekannteste aller Celan-Gedichte, die *Todesfuge*. Ein Resultat von freier Assoziation, der surrealistischen Lyrik vorangehender Jahrzehnte nicht unähnlich, doch standen hinter dem *Mohn und Gedächtnis* nicht mehr der Drogenrausch, sondern die schrecklichen Erlebnisse der Deportation, in der Metapher „Todesmühlen“ Ausschwitz, wonach der poetische Duktus, wie von vielen empfunden, nicht mehr der alte sein konnte und durfte:

...“Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng
Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland“.

Als Zeichen der Freundschaft schrieb Ingeborg Bachmann an Celan: „Mein Zimmer ist voll mit Mohnblumen“, schickte ihm ihr Mohngedicht (*In Apulien*) und den Band *Die gestundete Zeit*. Dann erschien ein Dialog *MohnSandSchaft* zwischen Celan und Bachmann. „Nicht mit Gedichten in Worten, sondern mit Gedichten in Bildern. Dichten in Bildern. MohnSandSchaft eben“. Wohl hervorgerufen durch die narkotische Duft und verführerischen Farben des großblumigen Mohns, dessen Schönheit auch zukünftig nicht aufhören wird, Zeichner und Maler zu faszinieren. Nur wer die Symbiose von Leben und Tod, dargestellt in der Mohnblume, kennt, wird die Dichtung von Celan und Bachmann verstehen.

Epilog:

In den Selbstversuchen der Künstler mit Rauschdrogen tut sich eine archaische, in der Heilkunde längst vergessene, auf Traum und Phantasie ruhende dionysische Welt auf, in der Werden und Vergehen, Genuß und Leiden, Glück und Albtraum, Ahnung und Wissen, Urbild und Gleichnis, Absence und Annäherung, Zeitlauf und Unendlichkeit, Schaffen und Zerstörung als jeweils zwei Grenzerlebnisse der Existenz erscheinen. Im Jahre 1998 wurde in China (in Deutschland 2003) ein Bestseller aus Tibet publiziert, ein Märchenroman des Mo Yan (*Chen ai lou ding – Das rote Kornfeld*). Als ein Gesandter der chinesischen Regierung, Fürst Maichi auf dem Hochland Mohnfelder anlegen läßt, wird Tibet zunächst unermesslich reich. Doch die betörenden roten Mohnblüten und die Düfte der reifenden Kapseln bringen Unruhe in das archaische Leben. Niemand merkt es, außer der Fürstensohn, ein Schwachsinniger, daß sich damit das Ende einer Ära abzeichnet. Dies kann in Hinblick auf die neu angelegten Mohnfelder und die explodierende Opiumausfuhr aus dem noch immer nicht befriedeten Afghanistan weltweit als Mahnung verstanden werden.

Louis Lewin, der große Giftforscher aller Rauschdrogen, Psychodelika, Phantastica und Analgetika hatte vor einem Dreivierteljahrhundert summarisch festgestellt:

„Sie alle, die glauben, durch die Pforte des Vergnügens in den Tempel des Glücks gestiegen zu sein, sie bezahlen ihr Augenblicksglück mit ihrem Leib und ihrer Seele. Sie wandern bald durch die Pforte des Unglücks in die Nacht des Nichts“ (26). Noch direkter drücken die „Blumenkinder“ der Protestjahre der Nachkriegszeit diese verzehrende Sehnsucht nach dem teuflischem Stoff aus; zit. M. Seefelder (36):

„I need a fix, 'cause I'am going down
Mother Superior jump the gun!
Happiness is a warm gun“

Ich brauch' einen Schuß, denn ich
schaff es nicht mehr.
Mutter Oberin, leg an das Gewehr!
Der Schuß macht mich selig, und es wärmt
mich so sehr“ / Lied der neuen Barden, 1968 /

Anmerkungen:

¹ In dieser Auflistung von Mohnarten ist die botanisch richtige Klassifizierung nach Ehrendörfer und Zander nicht berücksichtigt worden, da sie für eine künstlerische Betrachtung unerheblich ist. Freilich enthält nur der Schlafmohn (*Papaver somniferum*) Opiumalkaloide (14) und nicht der Feldmohn (*Papaver rhoeas*)! Die moderne Klassifizierung der Papaveraceae kann der Leser bei J. W. Kadereit, A. E. Schwarzbach und K. B. Jork (*The phylogeny of Papaver. Plant. Syst. Evol.* 1997; 204:75-98 und bei J. Bernáth 1998 nachlesen (9).

² Erich Trunz merkt in seinen Kommentaren in der Hamburger Gesamtausgabe von Goethe (1986) zu diesem Zitat an: Die Phiole enthält ein tödliches Gift. Der Gedanke an den Selbsttod verbindet sich jedoch in der Ideenwelt von Goethe mit der Vorstellung neuer Sphären sublimer Tätigkeit, dem *Tode im Grenzenlosen* und *der Steigerung seiner Kräfte an dem Weltgeist*. Diesem religiösen Motiv, *Aufgehen im Weltganzen durch den Tod*, begegnen wir auch in dem 1821 entstandenen Gedicht *Eins und alles* oder gewandelt in seiner *Elegie*, in der *Seligen Sehnsucht* und im *Prometheus-Drama*. In: *Textkritische Kommentare von E. Trunz in der Hamburger Goethe-Ausgabe*, Bd. 3, S. 525

³ Das Wort *Opium* stammt von dem griechischen *opión*, dem Verkleinerungsworte von *opos*, d. h. der Mohnsaft. Auch die Bezeichnung *Kodein* leitet sich nach dem „Diakodion“ des Themison von Laodicea (100-50 v. Chr.) von *kodeia*, dem griechischen Name der Mohnkapsel ab (24).

⁴ Goethe: Epigramm No. 84, Venedig 1790; in Goethes Ausgabe letzter Hand. Bd. 1-4. Gedichte. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1827

⁵ Beachte: Der rote Mohn (*Papaver rhoeas*) im obenstehenden Gedicht ist lediglich eine Metapher, ein Aphrodisiacum, und nicht das Opium im herkömmlichen Sinne! Hingegen darf der blasse Mohn - als Symbol von Eros und Thanatos - mit dem Papaver gleichgesetzt werden.

⁶ Die Verbreitung der Destillierkunst verdanken wir dem Florentiner Taddäus Alderotti, welcher im 13. Jahrhundert in Salerno ein Branntweintraktat verfaßte.

⁷ *Miniatur 77* in der Großen Heidelberger Liederhandschrift im *Codex Manesse* (Codex Palatinus Germanicus. 848), entstanden zwischen 1305 und 1340 in Zürich. Neuausgabe: Manessische Liederhandschrift. Insel Verlag, Frankfurt a. M. 1981. Das Gesamtwerk, Texte und 423 Faksimile Pergamentblätter der Universitätsbibliothek Heidelberg (Frankfurt a. M. 1975-1981) sind auch in digitalisierter Form zugänglich: Cod. Pal. Germ. 848

⁸ So wurden auch von den Kirchenvätern vier opiumhaltige Anodynica-Rezepte überliefert (22). Ähnlich finden sie sich in den theologischen Schriften des P. Abélard (1079-1142)). Auch Hildegard von Bingen überliefert uns in ihrem Werk *Causae et Curae* mohnhaltige Rezeptarien gegen Migräne und Zahnweh. Beachte, daß das Mohnöl und die herkömmlichen Mohnkuchen in der Konditorei alkaloidfrei sind und kein Opium enthalten (14)! Weitere Informationen über die Hildegard-Medizin s. im von Irmgard Müller herausgegebenen Werk: „Die pflanzlichen Heilmittel bei Hildegard von Bingen, Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 1993).

⁹ Die verschiedenen Theriakarten siehe: Gundolf Keil: *Theriak*. In: W. E. Gerabek, B. D. Haage, G. Keil, W. Wegner: *Enzyklopädie Medizingeschichte*. De Gruyter Verlag, Berlin, 2005, pp1391-93

¹⁰ W. Emboden: *Narcotic Plants*. Studio Vista, London 1972

¹¹ Das Original kann in zwei Neuausgaben nachgelesen werden: *La Sepmaine ou la création du monde*, éd. par J. Le Brun, Paris, Gallimard, « *La Pléiade* », 1983, 2 vol.; *La sepmaine: texte de 1581 / Guillaume de Saluste du Bartas; édition établie, présentée et annotée par Yvonne Bellenger*. Paris, Société des textes français modernes, 1993 (Société des textes français modernes, ISSN 0768-0821

¹² Jacob Theodor Tabernaemontanus: *New vollkommentlich Kreüterbuch, Darinnen ueber 3000 Kräuter ... beschrieben...* 1588-1591, 3 Bände; spätere Ausgaben von Kaspar und Hieronymus Bauhin, 1. Auflage 1613, 4. Auflage, Basel 1731. Siehe auch: Andreas Kelich: *Enzyklopädie der Drogen*, Eine HTML-Datenbank, Innsbruck Axams, Telfes und Ampass, 1989-2001

¹³ F. W. A. Sertürner: *Darstellung der reinen Mohnsäure (Opiumsäure); nebst einer chemischen Untersuchung des Opiums, mit vorzüglicher Hinsicht auf einen darin neu entdeckten Stoff*. *J. Pharm.* (Leipzig) 14 (1805) SS. 47-93

¹⁴ Ausführlicher siehe bei R. Löw: *Pflanzenchemie zwischen Scheele und Wöhler*. Inaugural-Dissertation und R.

Löw:

Pflanzenchemie zwischen Lavoisier und Liebig (Münchener Hochschulschriften. Reihe Naturwissenschaften, 1). Straubing, Donau Verlag 1977)

¹⁵ C. W. Hufeland: *Encheridion medicum*. Jonas, Berlin 1839, S. 654

¹⁶ So machten Charles Dickens, Hermann Melville, Henry Thoreau, Francis Thompson in England, Arthur Rimbaud, Paul Verlaine und Gérard Nerval in Frankreich Erfahrungen mit Rauschgiften. Indes ist dabei ungewiß, ob in der Villa Diodati am Genfer See an jenem Abend, als Mary Wollstonecraft Shelley ihren *Frankenstein* niederschrieb, sie, Lord Byron und Percy Bysshe Shelley in Anwesenheit des Dr. John Polidori Opium genossen haben. Mary Shelley (1797-1851) veröffentlichte ihre Schauer Geschichte, *Frankenstein oder der neue Prometheus* 1818 erst unter Pseudonym, dann 1831 in London bei Henry Colburn and Richard Bentley in revidierter Form.

¹⁷ Th. De Quincey: *Bekenntnisse eines englischen Opiumessers*. dtv Klassik, München 1985). Siehe auch die Homepage von L Neitzert: *Die Opiumesser und der „Club des Haschischins“* (Vortrag im SWR 2 vor Mitternacht" vom 22.11.00 und 6.11.02).

Achim von Arnims Vermutung über die Möglichkeit der Phantasie durch den Mohn auf unseres Denkvermögen zu übertragen, war gar nicht so abwegig wie dies zunächst gedacht war. Schon früher ahnte man, daß es in unserem Körper spezifische Andocksstellen, sog. Rezeptoren geben müsse, die die Opiate binden. Diese endogenen Opioidrezeptoren wurden dann bei Säugetieren zwischen 1967 und 1973 entdeckt (W. R. Martin et al.: *Pharmacol. Rev.* 1967; 10: 452, C. B. Pert, S. Snyder: *Science* 1973; 179: 101), und nur um einige Jahre später, zwischen 1974 und

1977 sogar körpereigene Opioid-Substanzen, Enkephaline und Endomorphine im Zentralnervensystem nachgewiesen

(A. Pert, T. Yaksh: Brain Res. 1974; 80:135, A. Goldstein: Life Sci 1974; 14: 615). Somit war „die Quintessenz unseres sinnlichen Geisteslebens“ des Dichters als natürlicher Überträgerstoff gefunden.

¹⁸ Wagner: Trance und Literatur; auf seiner Homepage: Wagner/Rausch.html (1996/97)

¹⁹ Als Thomas Mann Ende 1934 ein Exemplar der „Gedichte“ von Friedrich Georg Jünger erhielt, notierte er in seinem Tagebuch: „Las in klassizistischen Gedichten eines F. G. Jünger erschienen im „Widerstandverlag“ (!) Berlin,

darin ein Stück „Der Mohn“ von fabelhafter Aggressivität gegen den Machthaber, das ich, als die Meinen vom Theater zurückgekehrt waren, ihnen beim Abendessen zu allgemeinem Erstaunen vorlas“ (Th. Mann: Tagebücher 1933-34. Frankfurt a. M 1977, p578)

Literatur:

- 1) Abraham M: Das Phänomen des problematischen Bewußtseins in den Rönne-Novellen von Gottfried Benn. Germanistische Magisterarbeit an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 2004.
- 2) Askitopoulou H, Ramoutsaki Ioanna A, Konsolaki E: Archeological evidence on the use of opium in the Minoan world. Proceedings of the 5th International Symposium on the History of Anesthesia, 19-23 September 2001, Santiago de Compostela. International Congress Series 1242, Elsevier, Amsterdam, 2002: 23-2941)
- 3) Bibra E von: Die narkotischen Genussmittel und der Mensch. Nürnberg, Verlag von Wilhelm Schmid, 1855, pp1767-25026)
- 4) Baudelaire Ch: Les paradis artificiels. Gerner-Flammarion, Paris, 1985
- 5) Bauer V H: Das Antonius-Feuer in Kunst und Medizin. Springer Verlag, Berlin, 1973
- 6) Baur M L: Recherche sur l'histoire de l'anesthésie avant 1846. Janus 1927; 31: 29-39, 63-90, 124-137, 170-182, 213-225, 264-270
- 7) Baykal Hakan: Lotos, Hanf und Mohn – vom Rausch im Altertum. Abenteuer Archäologie 2005; 4: 58-59
- 8) Benjamin W: Haschisch. Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1972
- 9) Bernáth J, ed: The Genus Papaver. Harwood Academic Publ., Amsterdam, 1998
- 10) Brunngraber R: Opiumkrieg. Rowohlt, Stuttgart 1939
- 11) Engelhardt Dietrich von: Medizin und Dichtung. In Gerabek W E, Haage B D, Keil G und Wegner W, Hrsg.: Enzyklopädie Medizingeschichte. W. De Gruyter Verlag, Berlin, 2005, pp 933-938 (12),
- 12) Gerabek W E, Haage B D, Keil G, Wegner W: Enzyklopädie Medizingeschichte. W. de Gruyter Verlag, Berlin, 2005
- 13) Glosse in der Frankfurter Allgemeine Zeitung 21. 2. 2001, Nr. 44, S. N2
- 14) Habrich Chr: persönliche Mitteilung , Mai 2006
- 15) Herzog W: Große Gestalten der Geschichte. Francke Verlag, Bern-München, Bd. 3, 1961
- 16) Hulme E: Familiar Swiss Flowers. Cassel & Co, London, 1908
- 17) Huxley A: The Doors of Perception and Heaven and Hell. Pinguin Books, London, 1954
- 18) Jünger E: Annäherungen. Drogen und Rausch. Klett/Cotta Verlag, Stuttgart, 1978
- 19) Kerényi K: Der göttliche Arzt. Studien über Asklepios und seine Kultstätte. Ciba AG, Basel, 1948
- 20) Keys Th E: Geschichte der chirurgischen Anaesthesie. Springer Verlag, Berlin, 1968
- 21) Köhler's Medizinal-Pflanzen. Hrsg. Von G. Pabst. Gera-Untermhaus, Fr. E. Köhler 1887
- 19) Kuhlen F J: Zur Geschichte der Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmittel im Mittelalter und früher Neuzeit. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart, 1983
- 23) Leibbrand W: Die spekulative Medizin der Romantik. Claassen Verlag, Hamburg, 1956
- 24) Leven K-H, Hrsg: Antike Medizin. Ein Lexikon. C. H. Beck, München, 2005

- 25) Lewin L: Phantastica. Die betäubenden und erregenden Genussmittel. G. Stilke Verlag, Berlin, 1927
- 26) Lewin L: Die Gifte in der Weltgeschichte. Parkland Verlag, Köln, 2000
- 27) Lippert H: Einführung in die Psychopharmakologie. Hans Huber Verlag, Bern, München 1959
- 28) Nemes C: Traces of ergotism and picture of human suffering in the medieval fine arts. Proceedings of the 5th International Symposium on the History of Anesthesia, Sept. 2001, Santiago de Compostela. Excerpta Medica Congress Series. Elsevier, Amsterdam, 2002, pp 487-494
- 29) Neuniger H: Opium – eine Spurensuche. Österreichische Apotheker-Zeitung 18/2004
- 30) Paracelsus: Chirurgische Bücher und Schriften. Strassburg. L. Zetzners Buchhandlung 1605, 1. Buch, 3. Traktat der Großen Wundartzney. Caput 1, 4, Kap. X: Beschreibung etlicher Pflaster und Oele
- 31) Plotzek J M, Bartz G, Brinkmann B et al., Hrsg: Ars vivendi - Ars moriendi. Hirmer Verlag, München, 2002
- 32) Prieszter, Sz: A mák neve (Namen des Mohns), in: S. Sárkány, J. Bernáth, P. Tétényi, ed.: A mák. Papaver somniferum L. Budapest, Akadémiai Kiadó 2001, p22
- 33) Remenji D: „Betäubende Stille“. Schlafbringender Mohn. Bio LK Facharbeit 1998) ohne Ortsangabe)
- 34) Sárkány S, Bernáth J, Tétényi P: A mák. Akadémiai Kiadó, Budapest, 2001
- 35) Schwab M: Das Opiumhaus. In: Das Spiegelkabinett. Erzählungen des Fin de siècle, pp 151-57
- 36) Seefelder M: Opium. Ecomed Verlagsgesellschaft, Landsberg, 1996
- 37) Walafrid Strabo von Reichenau: Hortulus. Hrsg. Von K. Sudhoff, H. Marzell und W. Weil. Nachdruck bei Th. Keller, Insel Reichenau, 1974
- 38) Wasson Gordon R, Hofmann A, Ruck C A: Der Weg nach Eleusis. Das Geheimnis der Mysterien. Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1978

Nachtrag:

The Plant of Joy. In: Internet: <http://opiates.net/> (A Brief History of Opium